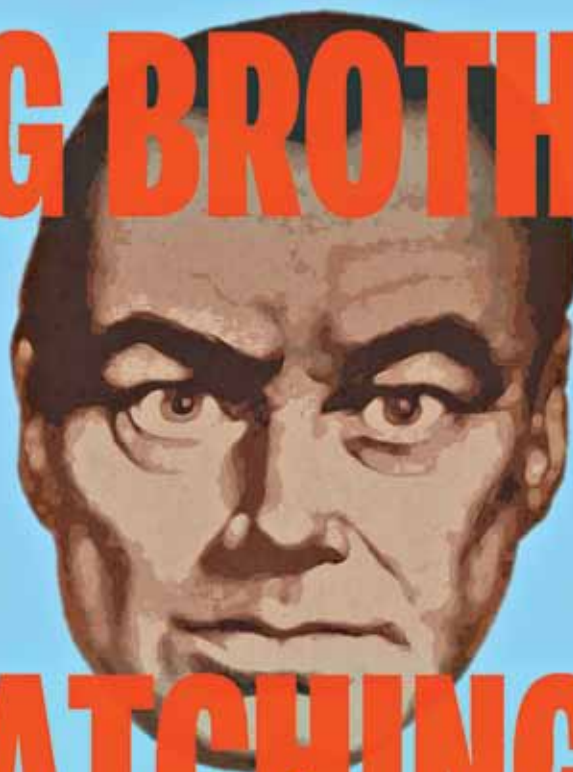


DIE WELTWOCHEN

BIG BROTHER



IS WATCHING YOU

Der Fall Geri Müller und das Ende der Privatsphäre

Die neue Kultur der Transparenz, der Bespitzelung, des Denunziantentums.
Von Roger Köppel

Rätsel Sexualtrieb

Warum riskieren Männer Kopf und Kragen für ein Abenteuer?
Von Beatrice Schlag

Die besten Gemeinden

Wo es am schönsten, wo es am schlechtesten ist. Von Carmen Schirm-Gasser





Traumhafte Aussichten: Machen Sie mit beim *Panorama-Quiz* von UBS.

Gewinnen Sie mit etwas Glück ein Hotel-Wochenende für Sie und Ihre 30 besten Freunde oder einen der weiteren attraktiven Preise. Und so einfach geht es: Holen Sie sich Ihre Panorama-Sticker in einer UBS-Geschäftsstelle und beantworten Sie eine Frage zu einem der Aussichtsorte. Dabei erhalten Sie übrigens auch die neue Broschüre «Die 100 schönsten Aussichten» von Schweiz Tourismus und UBS. Mit vielen Insider-Tipps und vergünstigten Freizeitangeboten. Wir freuen uns auf Ihren Besuch.



UBS – Partner von
Schweiz Tourismus



www.ubs.ch/entdecken

Intern

Nach der grauenhaften Ermordung des amerikanischen Journalisten James Foley wagte sich unser Reporter Kurt Pelda als erster westlicher Medienschaffender wieder nach Syrien. War das dumm? Das Risiko von Entführungen ist zwar beträchtlich, doch hängt es nicht vom Zeitpunkt der Hinrichtung oder von der Art und Weise ab, wie der vor zwei Jahren entführte Journalist Foley ums Leben



Schwärende Wunde: Reporter Pelda in Syrien.

kam. Wenn es um Syrien geht, berichten die meisten Reporter vom sicheren Schreibtisch aus. Deshalb wurde die Gefahr verkannt, die von der schwärenden Wunde in Nahost ausging. Pelda, inzwischen zum zehnten Mal im syrischen Kriegsgebiet, warnte dagegen schon vor zwei Jahren, dass radikale Islamisten das Vakuum ausfüllen würden, das der Westen mit seinem Wegschauen und Nichtstun geschaffen hat. Er war sich auch sicher, dass den Westen die Gleichgültigkeit gegenüber der syrischen Tragödie eines Tages teuer zu stehen komme. Diese damals noch vage Vorahnung hat sich mit dem Vormarsch des Islamischen Staats erfüllt. Noch nie war eine Terrororganisation so stark wie das Pseudokalifat an den Ufern des Euphrat. **Seite 50**

Es ist wie immer und überall im Leben: Auch im traditionellen grossen Gemeinderating der *Weltwoche* drängt es alle an die Spitze, jeder will ganz vorne bei den Begehrten, Beliebten und Begüterten mitmischen. Doch wie sieht es am anderen Ende der Skala aus, am Bodensatz des Gemeindevergleichs? Herrschen dort Elend, Verzweiflung, Zähne-

knirschen? Redaktor Wolfgang Koydl wollte es genau wissen und fuhr ins solothurnische Mümliswil-Ramiswil – und machte erstaunliche Entdeckungen: Ein hoher Lebensstandard ist offensichtlich nicht unbedingt immer gleichbedeutend mit hoher Lebensqualität. **Seite 22, 30**

Schon mehrmals hat Kulturredaktor Rico Bandle den Schriftsteller Lukas Hartmann zu überzeugen versucht, einen Text über dessen Leben als Gatte von Bundesrätin Simonetta Sommaruga zu schreiben. Immer hat er abgelehnt. Nun, zum 70. Geburtstag des Autors, hat Bandle ihn zu einem längeren Gespräch auf dem Gurten getroffen. Er finde es manchmal hart, dass er seine Erfahrungen nahe am Zentrum der Macht nicht literarisch verwenden dürfe, sagte er. Und, wenig überraschend, dass er sich in der Rolle als Bundesratsgatte nicht immer wohl fühle. **Seite 60**

Fast jede Woche meldet sich bei der *Weltwoche* ein verzweifelter Familienvater, der im Zuge einer Scheidung alles verloren hat, was ihm lieb war: die Familie, die Kinder, das Heim, das Vermögen, das Vertrauen in den Staat. Unser Scheidungsrecht wird vor allem von betroffenen Männern oft als extremes Unrecht empfunden. Geradezu exemplarisch ist der Fall eines Hausmannes, der die Kinder aufzog, während seine Gattin als Managerin im Rohstoffhandel für das Einkommen sorgte – bis sie eines Tages einen jüngeren Lover fand. Wer nun glaubt, der Mann habe im Sinne der Gleichberechtigung die Obhut der Kinder behalten können, der irrt. Redaktor Alex Baur hat den Fall aus dem Kanton Zug aufgrund umfangreicher Gerichtsakten minutiös rekonstruiert. **Seite 14**

Ihre Weltwoche



www.stellen-anzeiger.ch



STELLEN-ANZEIGER
Das Schweizer-Jobportal

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,

E-Mail: redaktion@weltwoche.ch

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch

Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,

E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91

E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 283.– (inkl. MwSt.)

Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)

Weitere Angebote für In- und Ausland unter

www.weltwoche.ch/abo

E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)

Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel

Stv. Chefredaktor: Philipp Gut (*Leitung Inland*)

Produktionschef: Lukas Egli

Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*),

Alex Baur, Urs Gehrig, Wolfgang Koydl,

Christoph Landolt, Christian Mundt,

Daniela Niederberger, Alex Reichmuth,

Markus Schär, Beatrice Schlag (*Los Angeles*),

Florian Schwab, Mark van Huissing

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,

Silvio Borner, Henryk M. Broder,

Urs Paul Engeler, Peter Hartmann,

Pierre Heumann, Peter Hostenstein,

Hansrudolf Kamer, Peter Keller,

Wolfram Knorr, Tom Kummer,

Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli,

Franziska K. Müller, Daniele Muscionico,

Deborah Neufeld, Kurt Pelda, Peter Rüedi,

Kurt Schiltknecht, David Schnapp,

Hildegard Schwaninger,

Martin Spieler, Sacha Verna (*New York*),

Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),

Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Bildredaktion: Laura Kolodziej (*Leitung*),

Simon Keller, Maya Wipf (*Assistentin*)

Layout: Daniel Eggspühler (*Leitung*), Silvia Ramsay

Korrektorat: Cornelia Bernegger und

Rita Kempter (*Leitung*), Viola Antunovits,

Gregor Szyndler, Dieter Zwicky

Sekretariat: Miriam Schoch (*Leitung*),

Inga-Maj Hojaij-Huber

Marketing: Guido Bertuzzi (*Leitung*)

Anzeigenverkauf: Stephan Schwab (*Leitung*),

Fabian Keller, Brita Vassalli

Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Online-Vermarktung: Adextra

Tarife und Buchungen: info@adextra.ch

Druck: Ziegler Druck- und Verlags-AG,

Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Shortcut: Mit dem iPhone *Weltwoche*-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. www.weltwoche.ch/shortcut



Ohne Privatheit stirbt die Freiheit

Der Schutz der Intimsphäre ist ein Menschenrecht, das dem Politiker Geri Müller nicht gewährt wird. Der Dambruch schafft ein Klima von Bespitzelung und Denunziantentum im Privatbereich. Orwells «Big Brother» hat die Schweiz erreicht. *Von Roger Köppel*

Seit zwei Wochen diskutiert die Schweiz den Fall des Badener Stadtammanns und Nationalrats der Grünen, Geri Müller. Dem Politiker wurden private Nacktaufnahmen zum Verhängnis, die er privat einer Internetbekannten schickte, mit der er einen privaten virtuellen Austausch pflegte. Müller beging keine Straftat, er verletzte kein Gesetz.

Kein Amtsmissbrauch, keine Straftat

Es gibt keinen Amtsmissbrauch und keine unstatthaften Druckversuche gegen die Frau, die aus Enttäuschung die politischen Gegner Müllers und die Presse aktivierte, um ihrerseits den unvorsichtigen Stadtammann unter Druck zu setzen. Müller war dumm, aber er hat sich korrekt verhalten. Erst als ihm die Frau zum wiederholten Mal mit Selbstmord drohte, benachrichtigte er die Berner Kantonspolizei, die ihrerseits die Kollegen im Aargau aufbot, um die Frau in Gewahrsam zu nehmen. Als ein Arzt ein Unbedenklichkeitsattest erstellte, durfte sie mit ihrem brisanten Handy ungestört nach Hause gehen. Das ist alles aktenkundig. Wir haben es nicht mit einem Missbrauch polizeilicher Gewalt durch einen in die Enge getriebenen Politiker zu tun.

Natürlich kann man sich auf den Standpunkt stellen, dass sich im Zeitalter von Internet, SMS und Edward Snowden die Privatsphäre rasant auflöst und Leute, die das bedauern, zu einer aussterbenden Gattung von Nostalgikern gehören, die an längst verblichenen Traditionen hängen. Möglicherweise ist es nicht vollständig von der Hand zu weisen, dass die Ablichtung der eigenen Intimzonen an einem arbeitsreichen Wochenende im Stadthaus einen unzerstörbaren Beleg für die hohe öffentliche Relevanz der ungehörigen Handlung liefert, auch wenn auf dem besagten Bild weder ein konkreter Mensch noch sein Büro identifizierbar sind.

Gipfel der Unverhältnismässigkeit

Mit einer Feststellung aber dürften selbst die derzeit heftigsten Kritiker Geri Müllers einverstanden sein: Die Schwere der Persönlichkeitsverletzung, die Brutalität, mit der hier eine Intimsphäre pulverisiert wurde, steht in keinem vernünftigen Verhältnis zum aufgedeckten Missstand. Es ist ja nicht so, dass durch den SMS-Chat verbotene Machenschaften, Straftaten oder politisch bedeutsame

Erkenntnisse ans Licht gekommen wären. Wir haben es einzig und allein mit einer virtuellen intimen Beziehung unter zwei Erwachsenen zu tun. Dass neuerdings behauptet wird, die sexuellen Enthüllungen würden ein relevantes Licht auf den Charakter der Amtsperson werfen, sind heuchlerisch. Wäre es so, müsste man vor jeder Wahl bei jedem Kandidaten die entsprechenden Daten einholen.

Nicht die virtuellen Ausschweifungen Müllers sind hier der Skandal, sondern die rohe Gewalt, mit der die Privatsphäre Geri Müllers verletzt worden ist. Besser gesagt: Nicht nur Müllers verfassungsmässig garantiertes Recht auf eine unversehrte Privatsphäre wurde verletzt, sondern schlimmer noch deren harter Kern, die Intimsphäre, die juristisch selbst bei öffentlichen Personen unter verschärftem rechtlichem Schutz steht. Nach Auffassung des Zürcher Medienrechtlers Professor Urs Saxer gilt der Schutz der Intimsphäre «nahezu absolut». Es braucht einen dringenden, begründeten, hinreichenden Verdacht auf eine Straftat, um den Schutz der Intimität zu lockern. Erotische Detailaufnahmen auf einem als solchen nicht einmal erkennbaren öffentlichen Bürostuhl gehören fraglos nicht dazu. Auch die blosser Vermutung, es könne ein Amtsmissbrauch vorliegen, reicht für eine

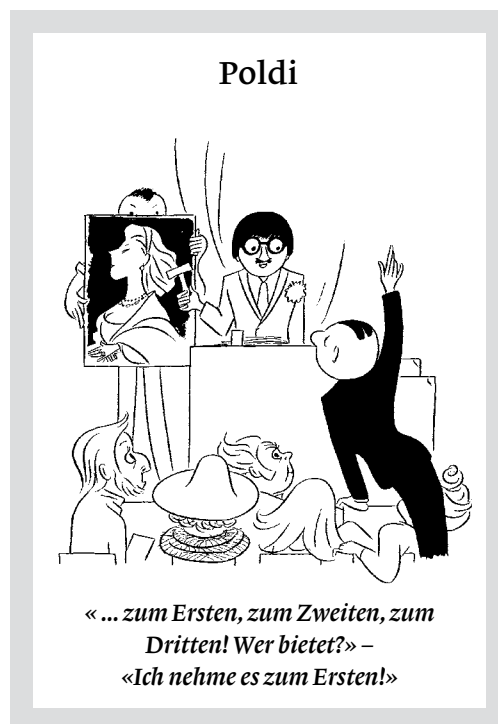
Verletzung der Intimsphäre nicht. Und selbst wenn sich ein relevanter Verdacht begründen liesse: Damit ist noch keineswegs erlaubt, alle verfanglichen Einzelheiten so genüsslich und vernichtend auszubreiten.

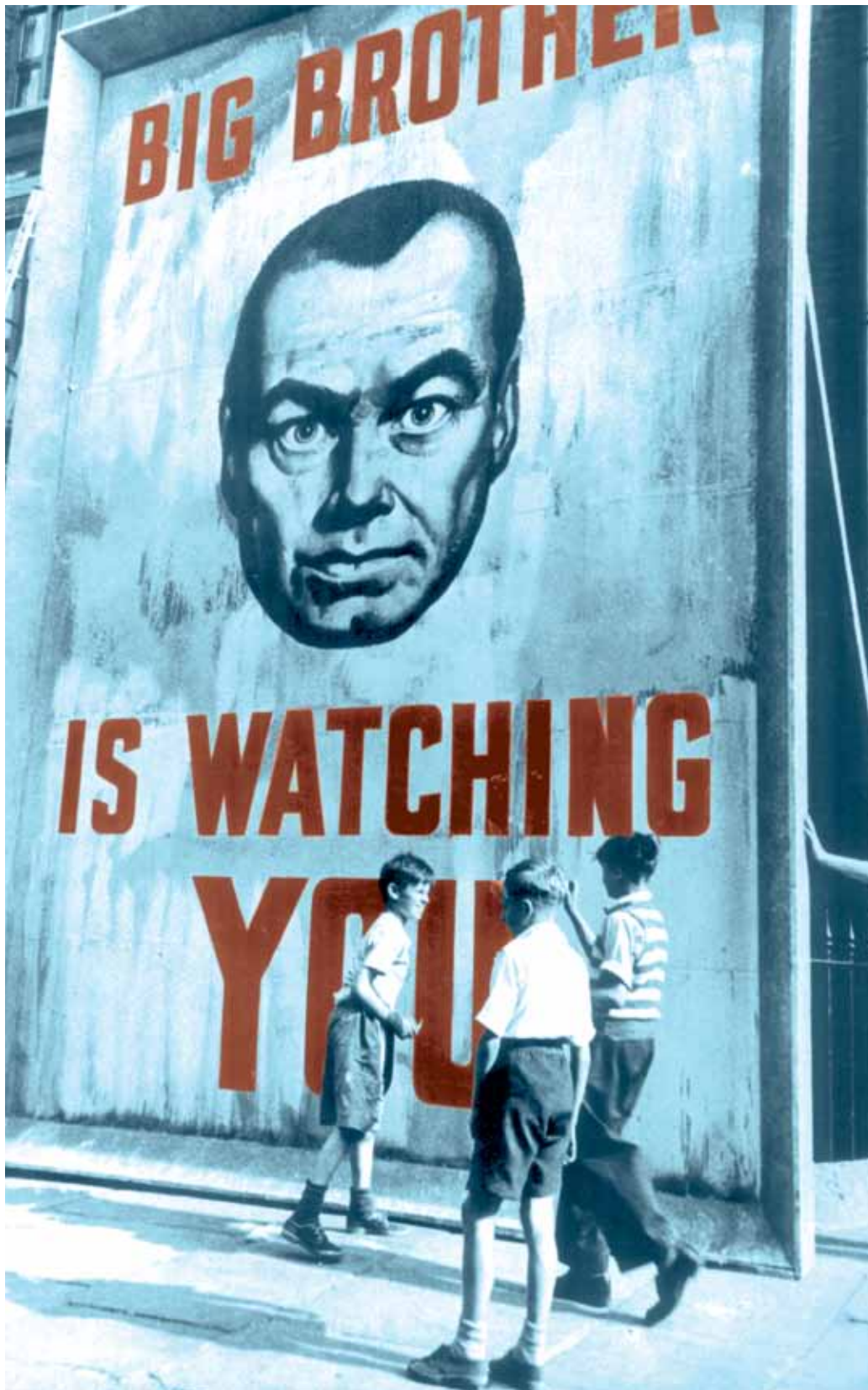
Straftaten verdächtig macht sich nicht Müller, sondern die Frau, die ihn bei den Medien anschwärzte und seinen politischen Gegnern Munition lieferte. Indem sie die intimen Chats öffentlich machte, beging sie höchstwahrscheinlich eine Persönlichkeitsverletzung nach Art. 28. ZGB. Zweitens nahm sie Müller heimlich beim Reden auf, was nach Art. 179 StGB illegal wäre. Drittens wird sie der Nötigung Müllers beschuldigt, was eine Gefängnisstrafe von bis zu drei Jahren nach sich ziehen könnte. Die Frage drängt sich auf, ob die Zeitungen, die Müller unter fadenscheinigem Vorwand outeten, nicht eher die Identität der Frau entschleiern sollten. Wie man erfahren konnte, ist sie Lehrerin. Wollen wir unsere Kinder von mutmasslichen Straftäterinnen unterrichten lassen, die solche Intrigen entfesseln?

Zentralprinzip der Zivilisation

Wer es gut und richtig findet, wenn eine öffentliche Person auf diese Weise moralisch hingerichtet wird, muss sich bewusst sein, welchen Kräften und Energien er Vorschub leistet. Der Schutz der Privatsphäre und mehr noch die Schonung des Intimbereichs sind zentrale Errungenschaften der Moderne. Die Aufklärung zeichnet sich vor allem dadurch aus, dass sie dem einzelnen gegen die Zumutungen des Staates, aber auch gegen die Zumutungen der Gesellschaft unverletzliche Reservate der Privatheit gedanklich begründet und politisch zugesichert hat. Unsere freiheitliche moderne Welt ruht letztlich auf einem Grundsatz, den der grosse britische Jurist und Richter Sir Edward Coke im 17. Jahrhundert folgendermassen formulierte: «Kein Mensch soll aufgrund von Geheimnissen seines Herzens oder seiner privat geäusserten Meinungen öffentlich untersucht und verhört werden.» Im Fall Müller ist dieses Zentralprinzip der Zivilisation über den Haufen geworfen worden, und niemand scheint sich sonderlich darüber aufzuregen.

Die Sicherung der Privatsphäre, die Unterscheidung von privat und öffentlich markiert den Übertritt von der alles vereinnahmenden Einheit des Mittelalters hin zum modernen liberalen Rechtsstaat. Ohne diese einschneidende Trennung gäbe es die heutige Welt mit ihren vielfältigen Freiheitsrechten nicht. Als erstes wurde unter dem Eindruck der konfessionellen Bürgerkriege im 17. Jahrhundert die Glaubensfreiheit und die Unantastbarkeit des Gewissens durch den Staat verbrieft. Freiheit im Staat bedeutete vor allem Freiheit vom Staat. Der Mensch löste sich aus seiner «selbstverschuldeten Unmündigkeit» (Kant), indem er sich unangreifbare Rückzugsorte seiner





Tyrannie der Transparenz.

selbst eroberte. Der Liberalismus huldigte der Privatheit, weil sie abgeschirmte Bereiche der Entfaltung garantierte. Meinungsvielfalt, Wahlgeheimnis, Gesinnungsfreiheit und der Schutz der Privat- und vor allem der Intimsphäre sind Früchte dieser Emanzipation.

Das Recht auf Privatsphäre gilt inzwischen als Menschenrecht und ist in allen modernen Demokratien verankert. Die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte von 1948 hält

fest: «Niemand darf willkürlichen Eingriffen in sein Privatleben, seine Familie, sein Heim oder seinen Briefwechsel noch Angriffen auf seine Ehre und seinen Beruf ausgesetzt werden. Jeder Mensch hat Anspruch auf rechtlichen Schutz gegen derartige Eingriffe oder Anschläge.» Das Uno-Menschenrechtsabkommen doppelt nach: «Niemand darf willkürlichen oder rechtswidrigen Eingriffen in sein Privatleben, seine Familie und seinen Schrift-

verkehr oder rechtswidrigen Beeinträchtigungen seiner Ehre und seines Rufes ausgesetzt werden.» Das Recht auf Privatsphäre ist durch die Europäische Menschenrechtskonvention garantiert wie auch durch die schweizerische Bundesverfassung, Artikel 13: «Jede Person hat Anspruch auf Achtung ihres Privat- und Familienlebens, ihrer Wohnung, ihres Brief-, Post- und Fernmeldeverkehrs.» Was für die Privatsphäre zutrifft, gilt erst recht für die Intimsphäre, die innere Gedanken- und Gefühlswelt sowie den Sexualbereich.

Orwells düstere Vision

Mit gutem Recht. Die persönlichen Freiheitsrechte sind Pfeiler unserer Kultur und unserer Demokratie. Ohne Privatheit gibt es keine Freiheit. Das wussten die Diktatoren in totalitären Staaten, die den freien, unabhängigen Bürger im kommunistischen Kollektiv oder in der Volksgemeinschaft auflösten. Wo die Grenzen der Intimsphäre leichtfertig gesprengt werden können, gedeihen Bespitzelung und Denunziantentum. In der Sowjetunion Stalins verpöfchten Kinder ihre Eltern. In freien Staaten kann das hohe Gut der Privatheit nur dann relativiert werden, wenn sich relevante Probleme im öffentlichen Interesse aufdecken lassen. Eine Gesellschaft, die alles an die Öffentlichkeit zerrt, ist ein unwirtlicher, menschenfeindlicher Ort.

Wer von uns hat nicht schon kompromittierende Dinge gesagt oder getan, Dampf abgelassen oder Unsinn erzählt im Wissen, dass nichts davon nach aussen dringt? Es wäre gefährlich, wenn wir uns eine Welt schaffen, in der jeder seine intimsten Gedanken einer Vorzensur unterwerfen müsste. Die wichtige Forderung nach Transparenz schlägt in Tyrannei um, sobald sie auf die Privat- und Intimsphäre angewendet wird. Genau darüber hat der brillante britische Schriftsteller George Orwell seinen hellsichtigen Roman «1984» geschrieben: «Big Brother Is Watching You.» Orwells grosser Bruder hat die Schweiz erreicht.

Die zynische Feststellung, der Schutz der Privatsphäre sei unnötig, ja überflüssig geworden, weil dauernd und überall die Privatsphäre missachtet werde, läuft auf die Forderung hinaus, künftig keine Straftäter mehr zu verfolgen, weil es ohnehin nie gelingt, alle Straftaten aufzuklären. Wenn wir uns dafür entscheiden, Personen aufgrund privater, ja intimer Vorgänge zu bestrafen, müssen wir anerkennen, dass es bald keine Zone des Lebens mehr gibt, wo wir uns frei bewegen, frei äussern und, ja, auch frei danebenbenennen können. Wir sägen an einer zentralen Säule unserer Gesellschaft und bewegen uns in eine Richtung, wo wir der düsteren Vision Orwells, wonach in jedem Haus, in jedem Büro, an jedem Ort ein Bildschirm hängt, der jede unserer Bewegungen aufzeichnet, bedrohlich nahekommen.



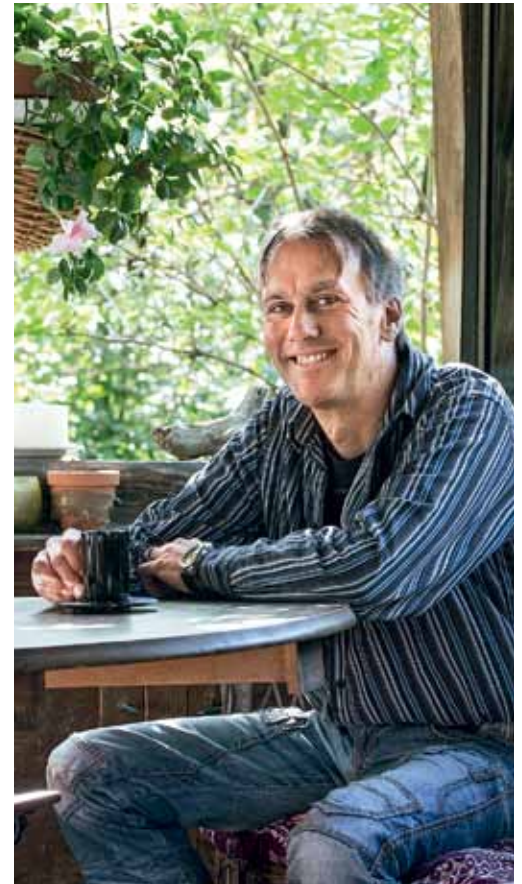
Geheimnisvolles Verlangen: Seite 46



Gewonnen: Dolfi Müller, Zuger Stapi. Seite 22



Der Freiheitsdrang der Schotten: Seite 56



Im grünen Bereich: Andreas Thommen. Seite 32

Kommentare & Analysen

4 Editorial

11 **Kommentar** *Muslime, über die Bücher!*

11 **Im Auge** *Janet Yellen, US-Notenbankchefin*

12 **Sexgewerbe** *«Positive Bilanz»*

13 **Personenkontrolle** *Golta, Späth, Galladé, Tosato, Leutenegger-Oberholzer, Landolt, Levrat*

13 **Nachruf** *Enrique Zileri, Verleger*

14 Ein Hausmann im Elend

Vorteil Frau – ein Scheidungsfall im Kanton Zug

16 **Wirtschaft** *CO₂-Endlager, nein danke*

17 **Ausland** *Hollande wirft Ballast ab*

18 **Mörgeli** *Gezeter des Untergangs*

18 **Bodenmann** *Helvetische Route 66*

19 **Medien** *Konkurrenz vs. Kooperation*

19 **Gesellschaft** *Mädchenwurf*

20 **Darf man das? / Leserbrief**

Hintergrund

22 Die besten Gemeinden

Grosse Weltwoche-Studie über die attraktivsten Wohnorte

30 Am Allerwertesten der Schweiz

Mümliswil-Ramiswil, Verliererin des Gemeinde-Ratings

32 Der Verhüter

Ortstermin bei Ecopop-Initiant Andreas Thommen

34 Geri Müller und das Ende der Privatsphäre

Wer ist der Mann, der gegenwärtig im Kreuzfeuer steht?

38 Showdown im Sozialamt

Der Bieler SVP-Politiker Beat Feurer im Gegenwind

40 Verpflichtung zum Stillsitzen

Christoph Mörgelis Plädoyer für die Neutralität der Schweiz

43 Finanzplatz Widmer-Schlumpf holt zum Gegenschlag aus

44 Kafka in Freiburg

Die Posse um eine Medizinstudentin, die Einsicht in ihre Prüfungsergebnisse verlangte

46 Rätsel Sexualtrieb

Warum riskieren Politiker so viel für ein Sexabenteuer?

48 Skandale Affären von Heinrich VIII. bis Hollande

50 Die neue Armee des Propheten

Noch schaut der Westen dem Morden des Islamischen Staats tatenlos zu

54 «Eine Art modernes Papsttum»

Der Berner Islamgelehrte Reinhard Schulze über Abu Bakr al-Baghdadi, den selbsternannten Führer des Kalifatstaates

56 Sehnsucht nach Schottland

Was die schottischen Nationalisten wirklich wollen

59 Fernsehen Der Emmy läuft dem Oscar den Rang ab

«Unkompliziert, persönlich, zielorientiert: das richtige Rezept für gute Beratung.»

Rolf Hiltl, Hiltl AG



Besuchen Sie uns auf www.zkb.ch/firmen

Für Rolf Hiltl, CEO, bietet die Zürcher Kantonalbank genau die richtige Mischung. Seine Hausbank überzeugt ihn mit lokaler Verankerung, langfristigem Denken und erstklassigen Firmenkundenbetreuern.

Die nahe Bank



Zürcher
Kantonalbank



Hotelcard

Das erste Halbtax für Hotels

Mit der Hotelcard zahlen Sie in mehr als 550 Hotels nur noch die Hälfte. Weltwoche-Abonnenten erhalten das erste Hotel-Halbtax bis zum 30. November 2014 zum Sonderpreis!

Zur Auswahl stehen die schönsten Wellness-, Wintersport-, Stadt- und Familienhotels in der Schweiz und im benachbarten Ausland. Von der charmanten kleinen Herberge bis zum 5-Sternehotel ist für jeden Geschmack die passende Unterkunft dabei.



Die Hotelcard überzeugt durch einfachste Handhabung. In drei Schritten ist alles erledigt:

- Auf www.hotelcard.com gewünschtes Hotel aussuchen
- Buchungsanfrage absenden
- Hotelcard beim Check-in vorweisen – fertig!

Die Vorteile auf einen Blick:

- Über 550 Tophotels
- Zahlreiche 4-Sterne- und 5-Sterne-Hotels
- Angebot wird laufend erweitert
- Bestpreisgarantie in allen Hotels
- Beliebig oft einsetzbar
- Doppelzimmer mit einer einzigen Karte buchen
- Kein Konsumationszwang
- Keine Mindestaufenthaltszeit

Platin-Club-Spezialangebot

Hotelcard – das erste Halbtax für Hotels

Exklusiv für Weltwoche-Abonnenten:

- 1 Jahr für Fr. 75.– (statt Fr. 95.–)
- 2 Jahre für Fr. 140.– (statt Fr. 190.–)
- 3 Jahre für Fr. 205.– (statt Fr. 285.–)

Angebot gültig bis 30. November 2014

Bestellung:

Über www.hotelcard.com/platinclub oder
Telefon: 0848 711 717 (Mo–Do: 9–12 Uhr,
14–17 Uhr; Fr: 9–12 Uhr, 14–16 Uhr)
mit Kennwort «Platinclub»

Informationen:

Hotelcard AG, Burgstrasse 20
3600 Thun
www.hotelcard.com

www.weltwoche.ch/platinclub





«Als wir uns kennenlernten, war ich noch bekannter als Simonetta»: Autor Hartmann. Seite 60

Interview

60 «Man galt rasch als Staatsfeind»

Der erfolgreiche Schweizer Schriftsteller Lukas Hartmann sagt, warum er Blocher für unschweizerisch hält und wie es sich als Ehemann einer Bundesrätin lebt

Stil & Kultur

64 Stil & Kultur Der Prä-Selfieaner

66 Bestseller

66 Literatur Charles Lewinskys neuer Roman

67 Krimi Autor Walter Kirn fiel auf einen Hochstapler herein

67 Jazz Trio 3

68 Top 10

68 Kino «Guardians of the Galaxy»

69 Nachruf Richard Attenborough, Filmemacher

70 Namen Zürcher Zoofäscht; Rive Gauche Summerparty

71 Hochzeit Margrit Tobler und Fred Jaggi (Teil 2)

71 Thiel Gegen Druck

72 Wein Conti Vistarino Pinot Nero Oltrepò Pavese DOC 2010

72 Zu Tisch Restaurant «Prisma» im «Park Hotel Vitznau», Vitznau

73 Auto VW Golf R

74 MvH trifft Martin Meyer, Intellektueller

Autoren in dieser Ausgabe

Werner Vogt



Der Kommunikationsberater und Publizist war während vierzehn Jahren Auslandredaktor und Korrespondent für das südliche Afrika bei der NZZ. Er schreibt über die sexuellen Eskapaden der Mächtigen, von Heinrich VIII. bis zu Bill Clinton und François Hollande. Seite 48

Rolf Hürzeler



Der langjährige Journalist hat Englisch und Publizistik studiert und war unter anderem als freier Korrespondent in Grossbritannien

tätig. In seinem Artikel erklärt er, warum er die Argumente der Separatisten in Schottland für diffuse Selbstständigkeitsromantik hält. Seite 56

Zum Blättern bitte streicheln.

Mit der sanften Blättertechnik vermittelt das neue E-Paper noch mehr Lesevergnügen.



DIE WELTWOCHEN

Goldene Tempel und Pagoden Burmas zur besten Reisezeit mit RV Paukan 1947****



Mandalay–Bagan–Rangun auf dem Irrawaddy

- Schiff im einzigartigen Kolonialstil
- Faszinierende Natur
- Einzigartige Kultur
- Burmesische Gastfreundschaft
- Bagan – archäologische Kultstätte
- Super Preis-/ Leistungsverhältnis

- 1. Tag** Zürich–Mandalay Flug via Bangkok nach Mandalay.
- 2. Tag** Mandalay Einschiffung. Am Abend Begrüssungs-Cocktail an Bord.
- 3. Tag** Mandalay–Amarapura 1. Teil der Stadtrundfahrt. Busausflug Amarapura, Besichtigung einer Seiden- und Baumwollweberei. Sonnenuntergang an der längsten Teakholzbrücke der Welt, der U Bein Brücke. Abends burmesische Tanzaufführung an Bord.
- 4. Tag** Mandalay–Mingun 2. Teil Stadtrundfahrt. «Leinen los!». Schifffahrt nach Mingun. Besuch des berühmten Mingun Tempels.
- 5. Tag** Ava–Sagaing Mit Bus und Pferdekutschen zur Ruinenstadt Ava. Busfahrt in die Sagaing-Hügel.
- 6. Tag** Yandabo Rundgang durch das Dorf mit vielen familiär geführten Töpfereien. Vortrag an Bord.
- 7. Tag** Bagan Ganztages Busausflug mit Besichtigung einiger der wichtigsten Tempel und Pagoden. Abends traditionelles Puppentheater an Bord.

Programmänderungen vorbehalten | Partnerfirma: Ayravata Cruises



Bagan



Sagaing

17 Tage ab Fr. 5490.–

Rabatt Fr. 500.– bereits abgezogen



2-Bettkabine

Es het solangs het
Rabatt* bis Fr. 500.–
*Abhängig von Auslastung und Wechselkurs

RV Paukan 1947**** (ex RV Pandaw 1947)

1947 in Schottland im einzigartigen Kolonialstil gebautes Schiff. Ab 1950 in Burma zum Transport von Waren und Passagieren eingesetzt. 1997 charterte es der schottische Reeder Paul Strachan und baute es zum Passagierschiff um. 2003/04 wurde das Schiff mit neuester Technik ausgerüstet und vollständig renoviert. In 16 Kabinen finden bis zu 32 Gäste Platz. Die 14 m² grossen Kabinen sind mit Klimaanlage, Dusche und WC ausgestattet. Auf dem Oberdeck befinden sich das elegante Restaurant und der gemütliche Salon. Grosses Sonnendeck mit bequemen Liegestühlen. **Nicht-raucherschiff** (Rauchen auf dem Sonnendeck erlaubt).

Reisedaten 2015 Rabatt

Mandalay–Rangun	Rangun–Mandalay
10.01.–26.01. 500	24.01.–09.02. 500
31.10.–16.11. 400	14.11.–30.11. 400

Reisedaten 2016 Rabatt

Mandalay–Rangun	Rangun–Mandalay
09.01.–25.01. 400	23.01.–08.02. 400

Unsere Leistungen

- Flusskreuzfahrt mit Vollpension an Bord
- Flüge ab/bis Zürich mit Thai Airways oder anderer IATA-Gesellschaft in Economy Class
- Transfers und Hafengebühren
- Alle Landausflüge und Stadtrundfahrten
- Lokale deutschsprachige Reiseleitung

Nicht inbegriffen: Trinkgelder, Visum Fr. 80.–, lokale Flughafentaxen, Getränke, Versicherungen (wir empfehlen eine Jahresversicherung von Elvia), Treibstoffzuschläge vorbehalten, Auftragspauschale Fr. 35.– (entfällt bei Buchung über www.thurgautravel.ch)

Preise pro Person in Fr. (vor Rabattabzug)

2-Bettkabine Hauptdeck	5990
2-Bettkabine Oberdeck	6290
Zuschlag 2-Bett zur Alleinbenutzung	790
Zuschlag Business Class	auf Anfrage



U Bein Brücke

Online navigieren
www.thurgautravel.ch

Verlangen Sie Jeannine Büsser
Gratis-Nr. 0800 626 550



Thurgau Travel

Aussergewöhnliche Reisen zu moderaten Preisen

Rathausstrasse 5, 8570 Weinfelden,
Tel. 071 626 55 00, info@thurgautravel.ch

Muslime, über die Bücher!

Von Urs Gehrig — Im Koran finden sich viele Stellen, die zur Gewalt gegen Nichtmuslime aufrufen. Eine Zäsur, wie sie die katholische Kirche im Zweiten Vatikanischen Konzil vollzogen hat, tut not.



«Kämpft gegen sie»: Ermordung des amerikanischen Journalisten James Foley, August 2014.

Geschockt blickt die Welt auf die Gräueltaten in Syrien und im Irak. Und konsterniert fragen viele: «Wo sind die Massendemonstrationen entsetzter Muslime gegen die Banden des <Islamischen Staates> (IS), die im Namen des Islam Zivilisten wie Vieh abschlachten und ihnen die Köpfe abhauen? Wo sind die Muslime, die rufen: <Not in my name!>, wie es Europäer 2003 vor Ausbruch des Irakkriegs gegen Bush und Blair in Millionenstärke getan haben?» Seit Wochen gehen Hunderttausende wegen des Gaza-Kriegs gegen Israel auf die Strasse, doch von einer Demo gegen die Schlächter von IS keine Spur.

Ganz stumm es ist nicht geblieben. Immer länger wird die Liste islamischer Kleriker und Politiker aus Ländern wie Ägypten, Saudi-Arabien, der Türkei oder Indonesien, die protestieren. Sie distanzieren sich in aller Form von den Bluttaten. Zwar haben sie lange geschwiegen, doch jetzt, da der IS weite Territorien erobert und massenweise Muslime ermordet, die nicht seiner rigiden Glaubensauslegung entsprechen, erheben sie ihre Stimme.

Nichts hätten diese Fanatiker mit dem wahren Islam zu tun, sagte der Saudi Iyad bin Amin Madani, Generalsekretär der Organisation für islamische Zusammenarbeit, eines Bunds von 56 muslimischen Staaten. Die Gräueltaten stünden im Widerspruch zu den Prinzipien des

Islam, «welche zu Gerechtigkeit, Freundlichkeit, Fairness, Glaubensfreiheit und Koexistenz aufrufen».

Die Stimmen sind ermutigend. Doch das Problem islamischer Gewalt ist komplexer, als dass es sich auf die meuchelnden Hände der IS-Terroristen reduzieren liesse. Seit Jahr und Tag propagieren und praktizieren islamische Extremisten Mord an Christen, Juden und weiteren Andersgläubigen. Selten regt sich in muslimischen Gesellschaften lautstarker Widerspruch. In vielen islamischen Ländern fristen Millionen von Christen und Nichtmuslimen ein Dasein als Bürger zweiter Klasse, werden bei ihrer Religionsausübung behindert, teils verfolgt, gar getötet.

Spott und Hohn

Der Islam sei eine friedliebende Religion, heisst es allenthalben. Um dies zu belegen, wird auf die Heilige Schrift verwiesen: *In der Religion gibt es keinen Zwang* (Sure 2, 256). Oder: *O ihr Menschen, wir haben euch von Mann und Weib erschaffen und euch zu Völkern und Stämmen gemacht, dass ihr einander kennen möchtet* (Sure 49, 13).

Ja, es gibt sie, die versöhnlichen Stellen im Koran. Doch es finden sich auch jene Passagen, die eine andere Botschaft vermitteln. Die grössten Feinde des Islam werden beim Namen ge-

»» Fortsetzung auf Seite 12

Zu Hause denken



Janet Yellen, US-Notenbankchefin.

Wird über die globale Konjunktur am Küchentisch entschieden? Die Finanzwelt hängt an ihren Lippen, wenn Janet Yellen, 68, offizielles Vermögen: 4,8 Millionen Dollar (Stand 2012), Präsidentin der US-Notenbank (Fed) seit Februar, ihre Krisendiagnosen verkündet. Wie gerade geschehen in Jackson Hole, Wyoming, als sie eigentlich nichts sagte, jedenfalls nichts von einer Leitzinserhöhung. Was würden die sogenannten Marktteilnehmer dafür geben, mitzuhören, wenn sie Klartext redet, zu Hause in Shorts und Turnschuhen im argumentativen Schlagabtausch mit ihrem Ehemann George Akerlof, 74, denn der ist ein Lebenspartner auf Augenhöhe, Nobelpreisträger in Wirtschaftswissenschaften des Jahres 2001. Kennengelernt haben sie sich 1977, schon damals beim Fed, als Jungökonom am Katzenstisch eines Forums. Sie diskutierten so leidenschaftlich, dass sie nach sechs Monaten heirateten, um einander ausreden zu lassen. Manchmal hat er recht, wie 2008, als er die Finanzkatastrophe voraussagte, aber nur *en famille*, weil er ihre in Aussicht stehende Wahl zur Vizepräsidentin der Federal Reserve nicht belasten wollte. Umgekehrt erwiesen sich die eigenen vier Wände auch als praktischer Ort der Feldforschung. Als die Babysitterin den Job quittierte, weil Janet ihr eine Lohnerhöhung verweigerte, entwickelte George daraus die These, dass Arbeitnehmer ihre Selbstachtung höher gewichten als den gesicherten Arbeitsplatz.

Ehemann George, ein kreativer Unangepasster, flog schon aus dem Kindergarten. Ein Highschool-Lehrer «war überzeugt, meine Handschrift sei die eines zukünftigen Mörders». Als Student schrieb er für die Zeitung der Yale-Universität, wurde aber gefeuert, «weil ich Fakten nicht genau nahm». Seine erste Ehe scheiterte, weil er beruflich keinen Ehrgeiz zeigte. Mit Janet schrieb er gemeinsam ein Buch über Geburtenkontrolle, und im Haushalt, rechnet er aus, hat er sich deutlich ihrer Karriere untergeordnet, «man kann schliesslich auch zu Hause denken». «Er ist so wunderbar», sagt sie, «so originell.»

Peter Hartmann



«In unserer Zeit»: Zweites Vatikanisches Konzil.

nannt: Die am meisten Feindschaft gegen die Gläubigen hegen, wirst du unter den Juden und Heiden finden (Sure 5, 82). Andersgläubige werden mit Spott und Hohn diskreditiert: Die Juden sagen, Esra sei Allahs Sohn, und die Christen sagen, der Messias sei Allahs Sohn. Das ist das Wort ihres Mundes. Sie ahmen die Rede derer nach, die vordem ungläubig waren. Gott bekämpfe sie! Wie sind sie irregeleitet (Sure 9, 30).

Und es gibt hetzerische Sequenzen, die explizit zur Unterdrückung Andersgläubiger aufrufen: Wenn nun die heiligen Monate abgelaufen sind, dann tötet die Heiden, wo (immer) ihr sie findet, greift sie, umzingelt sie und lauert ihnen überall auf! Wenn sie sich aber bekehren, das Gebet verrichten und die Almosensteuer geben, dann lasst sie ihres Weges ziehen (Sure 9, 5).

Wer den Koran sorgfältig durchliest (empfohlen sei die Website www.ewige-religion.info/koran, wo simultan fünf Übersetzungsvarianten angeboten werden), wird reichlich ähnliche Verse finden. Botschaften der Gewalt wie: Kämpft gegen diejenigen, die nicht an Allah und den jüngsten Tag glauben und nicht verbieten, was Allah und sein Gesandter verboten haben, und nicht der wahren Religion angehören – von denen, die die Schrift erhalten haben – kämpft gegen sie, bis sie kleinlaut aus der Hand Tribut entrichten (Sure 9, 29).

Zu behaupten, der Islam habe nichts zu tun mit den Schreckenstaten, welche in seinem Namen verbrochen werden, ist schlicht nicht überzeugend. Militante Gruppen berufen sich mit Bedacht auf diese Stellen, um ihr Morden zu legitimieren. Mit anderen Worten: Die antichristlichen und antijüdischen Verse des Korans haben direkte Auswirkungen auf das Denken und Handeln von Dschihadisten.

«Mit Verlaub», mögen Muslime einwenden, «ausgerechnet ihr Christen erhebt Kritik am Islam, wo die Geschichte des Christentums durchzogen ist von Gewalt und Hetze gegen Andersgläubige!»

Richtig. Der Antisemitismus ist im westlichen Christentum tief verwurzelt. Die Nazis trieben die Judenhatz auf eine unfassbar schreckliche Spitze, aber sie haben sie nicht erfunden. In der Apostelgeschichte teilt Paulus in Hinsicht auf die Juden aus, die den Herrn Jesus als auch die Propheten getötet [...] haben, und Gott nicht gefallen und allen Menschen entgegen sind (1. Thessa-

lonicher 2, 14–16). Die Bibel bot den Nährboden, auf dem Christen während Jahrhunderten Juden verfolgt, unterdrückt und ermordet haben.

Durch das Zweite Vatikanische Konzil kam es 1965 offiziell zur Zäsur. «Nostra Aetate» (lat. für «In unserer Zeit») heisst die «Erklärung über die Haltung der Kirche zu den nichtchristlichen Religionen», die Papst Paul VI. 1965 rechtskräftig verkündete. Sie markierte eine Abkehr der römisch-katholischen Kirche von ihrem bisherigen exklusiven und antijüdisch definierten Absolutheitsanspruch.

Die Juden sind von «Christusmördern» zu Mitmenschen geworden, mit welchen die Kirche ein gemeinsames Erbe anerkennt. Dabei hat die Kirche die antijüdischen Paragrafen nicht aus dem Evangelium und der Apostelgeschichte gestrichen. Aber seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil wird im Katholizismus gelehrt, dass diese Tiraden strikt gegen jene Juden gerichtet seien, welchem im 1. Jahrhundert für die Kreuzigung Christus sich einsetzten – nicht gegen alle Juden, überall und zu jeder Zeit.

Koran als «Selbstbedienungsladen»

Die Gräueltaten der IS-Terroristen haben das Potenzial, unter Nichtmuslimen feindschaftliche Gefühle gegenüber der Religion Mohammeds zu schüren. Genau dies bezwecken die Blutzeloten in Syrien und im Irak. Diesen Gefallen soll ihnen niemand tun. Islamophobie hat in einer freiheitlichen, toleranten Gesellschaft keinen Platz. Sie ist unserer Demokratie nicht würdig. Das bedeutet nicht, über die Missstände in den muslimischen Reihen devot zu schweigen – aus Angst bei der leisesten Kritik als islamophob diffamiert zu werden.

Reden wir Klartext: In keiner anderen Religion der Gegenwart wird häufiger diskriminiert, verfolgt und gemordet wie im Namen Allahs. «Geht über die Bücher!», ist man den Muslimen in aller Freundschaft geneigt zu raten. «Unterzieht euch einer Gewissensprüfung!» Eine Neuinterpretation der diskriminierenden und hetzerischen Koranpassagen tut not – ähnlich wie es die katholische Kirche im Zweiten Vatikanischen Konzil getan hat.

Dies wird ein höchst kompliziertes Unterfangen, gewiss. Der Islam kennt kein Zentralorgan wie den Vatikan, eine strukturierte Organisation mit einem Oberhaupt – ähnlich dem Papst – an der Spitze existiert nicht. Wenn namhafte religiöse Autoritäten sich der Herausforderung stellen würden, wäre immerhin ein Anfang gemacht. Bis auf weiteres muss sich die Welt indes darauf einstellen, dass Fanatiker den Koran als «Selbstbedienungsladen» für ihre Schandtaten missbrauchen werden.

Mehr zum Thema: Seite 50, 54

Kommentar

«Positive Bilanz»

Von Rico Bandle — Eine Prostituierte zu betreuen, ist in Zürich teurer als ein Kleinkind.

Vor einem Jahr wurde in Zürich Altstetten mit dem «Strichplatz» das erste staatliche Autofahrerbordell in Betrieb genommen: 1,7 Millionen Franken hatte die Stadt allein für die Infrastruktur ausgegeben. Am Dienstag zogen die Behörden Bilanz. Die Kosten für die Betreuung der Prostituierten waren auf 550 000 Franken veranschlagt worden, tatsächlich betrugen sie 830 000. Die Steigerung von über fünfzig Prozent kam zustande, obschon das Bordell mit durchschnittlich fünfzehn Prostituierten täglich schwächer frequentiert war als erwartet. Rechnet man den Betrag herunter, kostet die Betreuung einer Prostituierten 151 Franken pro Tag – mehr als



Christliche Organisation: Zürcher Strichplatz.

ein Kleinkind in einer privaten Kinderkrippe. Und wohl auch mehr, als manch eine der betreuten Prostituierten pro Tag einnimmt.

Ein Millionengeschäft

Den Prostituierten nützt das alles wenig, wie selbst die Verantwortlichen zugeben: «Ein im Vergleich zum Sihlquai verringerter Verdienst [...] ist nach wie vor Thema bei den Sexarbeiterrinnen.» Trotz dieses Debakels ist die Stadt zufrieden: «Die Bilanz nach dem ersten Betriebsjahr ist positiv.»

Die Frage ist nur: positiv für wen? Abgesehen von den Anwohnern des früheren Strassenstrichs sind die Hauptprofiteure rasch ausgemacht: die Heerscharen von Betreuerinnen. Das Millionengeschäft mit der Prostitution ist auch ein Millionengeschäft für die Sozialindustrie. So kommt es in Zürich zuweilen zu der absurden Situation, dass sich die Heilsarmee plötzlich für möglichst liberale Prostitutionsregelungen einsetzt. Nicht etwa weil die christliche Organisation bezahlten Sex plötzlich etwas Gutes findet, sondern weil sie um die Zuschüsse für ihre Betreuungsarbeit fürchtet.

Personenkontrolle

Golta, Späth, Galladé, Tosato, Leutenegger-Oberholzer, Landolt, Levrat



Drive-in-Bordell: Sozialvorsteher Golta.

Das grösste Drive-in-Bordell der Schweiz, international bekannt unter dem Begriff «Verrichtungsboxen», wird bekanntlich vom Zürcher Sozialdepartement betrieben. Nun hätten wir von Bordell- und Sozialvorsteher **Raphael Golta** (SP) gerne erfahren, ob er für «seine» Mädchen auch die gesetzlich vorgeschriebene Mehrwertsteuer eintreibt und bezahlt. Die Eidgenössische Steuerverwaltung (ESTV) ist in dieser Hinsicht gnadenlos: Private Bordellbesitzer müssen die Steuer entrichten, auch wenn die Dirnen, so wie dies in den Zürcher Sexboxen der Fall ist, auf eigene Rechnung als Selbständigerwerbende anschaffen. In Goltas Departement gab man sich erstaunt: «Davon wissen wir nichts.» Auch eine Nachfrage bei der ESTV brachte keine Klärung. «Aufgrund des Steuergeheimnisses können wir keine Stellung nehmen», liess **Dominique Späth** verlauten, die als «Praktikantin Kommunikation» mit der Nichtbeantwortung der Anfrage betraut war. Ein Unterschied besteht laut Späth aber darin, dass die Stadt für ihr Drive-in-Bordell keine Werbung betreibt. Das ist beim bekanntesten Puff der Schweiz, das sogar über ein Strassenschild verfügt, indes auch nicht mehr nötig. (axb)

Den Bericht der Städteinitiative zur Entwicklung der Sozialhilfe stellen drei Vertreter von Städten mit den schlechtesten Kennzahlen vor: Basel, Lausanne, Winterthur. In Winterthur sind die Fallzahlen der Sozialhilfeabhängigen seit 2010 weit stärker gestiegen als in jeder anderen Stadt – seit 2010 ist **Nicolas Galladé** (SP) Sozialvorsteher. Und in Lausanne, mit den zweithöchsten Werten nach Biel, ist gemäss **Oscar Tosato** (SP) eine «leichte Baisse» zu verzeichnen, nämlich ein Rückgang der Sozialhilfequote von 10,3 auf 10,2 Prozent. Die Fallzahlen sind aber leicht angestiegen, obwohl die Stadt 600 Fälle – 7 Prozent ihres Bestandes – in die kantonalen Ergänzungsleistungen für Familien abschieben konnte. Wie lässt sich diese schlechte Performance erklären? Galladé, in-

zwischen auch Präsident der Städteinitiative, windet sich und weist den nachfragenden Journalisten zurecht, er solle Solidarität mit den anderen Medienschaffenden üben. Tosato hat dieses Problem nicht: Er hat die auf Deutsch gestellte Frage nicht verstanden. (sär)

In der aktuellen Ausgabe der SP-Parteizeitung *Links* schreibt die Baselbieter Nationalrätin **Susanne Leutenegger-Oberholzer** (SLO), es dürfe nicht sein, dass im Namen der Strafverfolgung jeder Grundrechtseingriff gerechtfertigt werde. Ihre Kritik gilt der Revision des Überwachungsgesetzes (BÜPF). Kein Problem mit Eingriffen ins Grundrecht der Privatsphäre hat SLO beim Bankgeheimnis, für dessen Abschaffung sie seit Jahren kämpft. Da von staatlicher Überwachung «vor allem linke Politikerinnen und Gewerkschaften» – ihresgleichen – betroffen waren, ist dies in Leutenegger-Oberholzers Augen kein Widerspruch. (cmu)



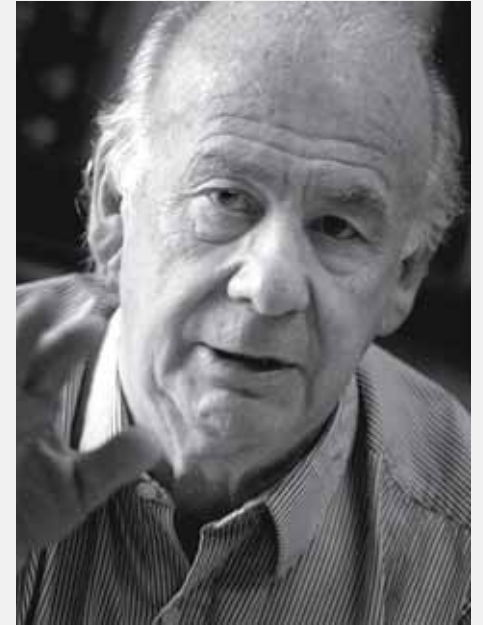
Kein Widerspruch: Leutenegger-Oberholzer.

BDP-Chef **Martin Landolt** will die kommenden eidgenössischen Wahlen von 2015 offenbar mit einer Schlammschlacht in einen Erfolg für seine Drei-Prozent-Partei ummünzen. An der Delegiertenversammlung am Samstag raunte der Präsident der SVP-Abspaltung mit Blick auf die Volkspartei: «Bis zu welchem Punkt muss eine Politik noch brauner werden, bis alle merken, dass sie stinkt?» Tags darauf verbrüdete er sich auf dem Kurznachrichtendienst Twitter mit SP-Präsident **Christian Levrat**. Gemeinsam mit ihm empfahl er seinen Anhängern einen Zeitungsartikel mit dem Titel «Die SVP ist eine faschistische Partei». Damit hat Landolt das Wahlkampfniveau bereits im Voraus im Keller einbetoniert. (fsc)



Schlammschlacht: BDP-Chef Landolt.

Nachruf



Im Auge des Zyklons: Verleger Zileri.

Enrique Zileri (1931–2014) — Aus dem Büro in Tokio oder Berlin gegen Diktatoren und Schlächter anzuschreiben, ist einfach. Enrique Zileri, Besitzer, Verleger, Edelfeder und Chefredaktor der peruanischen Zeitschrift *Caretas* agierte zeitlebens im Auge des Zyklons. Er überlebte vier Diktaturen und den Guerilla-Terror der 1980er Jahre (70 000 Tote), wurde mehrmals deportiert – ohne je einen Millimeter von seinem freiheitlichen und demokratischen Credo abzuweichen.

Selbst in den dunkelsten Zeiten des Unrechts deckte *Caretas* die Machenschaften der Mächtigen auf. Dabei hatte Zileri nie einen Hang zum Märtyrertum. Seine oft sarkastischen bis ätzenden, stets elegant formulierten Artikel zeugten vielmehr von Galgenhumor. Damit stand er in der Tradition seiner Mutter, der legendären Doris Gibson, die die *Caretas* 1950 auf dem Höhepunkt des Odría-Regimes gegründet hatte. Sie platzierte ihre Giftpfeile, die eingebettet waren zwischen Promi-Geschwätz und Kochrezepten, gegen den Diktator.

Seine Wutanfälle bei Redaktionsschluss waren legendär, ansonsten war er ein ausgesprochen liebenswürdiger und bescheidener Mensch. Bodyguards hatte er nie, seine radikale Unbestechlichkeit machte ihn unverletzlich. Zileri war ein früher Förderer des späteren Nobelpreisträgers Mario Vargas Llosa. Als der Literat 1990 in die Politik wechselte, verweigerte Zileri ihm aber die Gefolgschaft, was Vargas Llosa diesem nie verzieh. Trotzdem widmete Vargas Llosa dem Unbestechlichen, der am Montag in Lima friedlich entschlief, einen emotionalen Nachruf. *Alex Baur*

Ein Hausmann im Elend

Von Alex Baur und Stephan Rappo (Bild) — Sie sorgte als Rohstoffhändlerin für die Einkünfte, er sorgte für Haushalt und Kinder. Doch das galt nur bis zur Trennung. Theoretisch sind Mann und Frau vor dem Gesetz gleich – im Fall einer Scheidung sind Frauen jedoch gleicher, wie dieser Fall aus dem Kanton Zug zeigt.

Das Geld, das Haus, die Kinder – das sind die drei Ingredienzien eines klassischen Rosenkriegs, und zwar in der nämlichen Reihenfolge. Ginge es allein nach dem Gesetz, stünde das «Kindwohl» über allem. So kommt das Letztgenannte jeweils ganz am Anfang. Dafür gibt es auch einen praktischen Grund: Wer die Kinder hat, der hat eigentlich schon gewonnen. Denn wer die Kinder bekommt, der bekommt das Haus, die Alimente, eigentlich alles. Und das ist in der Regel die Frau. Der Mann übernimmt den undankbaren Part des Zahlvaters.

Das Besondere am vorliegenden Fall ist, dass die Rollen verkehrt sind: Es war der Mann, der den Haushalt besorgte und die Kinder aufzog, während die Frau als Topmanagerin im Rohstoffhandel für das Einkommen zuständig war. Sie war es auch, die im Herbst 2012 im Kanton Zug die Trennung einreichte. Ein klarer Fall, würde man meinen. Denn das Gesetz ist eindeutig: Im Falle einer Scheidung soll am gewohnten Umfeld der Kinder möglichst wenig geändert werden, alles andere ist zweitrangig.

Und trotzdem kam es am Ende so, Gleichberechtigung hin oder her, wie es schon immer war: Die Frau sitzt mit den Kindern in der Villa, der Mann steht auf der Strasse. Über das Geld wird noch gestritten. Während eines Jahres, so befand das Zuger Obergericht kürzlich, muss die Frau ihrem Hausmann vorläufig noch Unterhalt bezahlen. Dann soll er wieder auf eigenen Beinen stehen. Seine Kinder wird er, sofern er kuscht und sie mitspielt, jedes zweite Wochenende sehen dürfen.

Prototyp einer toughen Managerin

Fred*, ein heute 52-jähriger Schweizer, und Wilma*, eine heute 42-jährige Britin, lernten sich vor neun Jahren in einem Fitnessklub kennen. Beide arbeiteten sie als Manager im Rohstoffhandel. 2006 wurde geheiratet, das Paar schaffte sich im Kanton Zug gemeinsam eine geräumige Villa an. Das ging so weit gut, bis Freds Firma Anfang 2008 ihre Tätigkeiten nach Genf verlegte. Da Pendeln für beide keine Option war, stand das Paar vor der Wahl: Einer der beiden musste seinen Job aufgeben, um für den Sohn zu sorgen, der im Januar desselben Jahres zur Welt gekommen war.

Man einigte sich darauf, dass Wilma arbeiten und Fred den Part des Hausmanns übernehmen würde. Zum einen hatte es damit zu tun, dass bei ihrem Arbeitgeber mittelfristig ein Börsengang absehbar war, aus dem sie als Teilhaberin der Firma einen Profit in Millionenhö-

he schlagen würde. Es hatte aber auch mit der Persönlichkeit der beiden zu tun. Wilma, aufgewachsen unter der alleinigen Obhut ihres Vaters in einer Militärkaserne, ist der Prototyp einer toughen Managerin: ehrgeizig, attraktiv, zielorientiert und knallhart im Verhandeln. Nach Studien in Paris und London hatte sie sich – zwischendurch auch mal auf einer Ölplattform – in einer Männerwelt hochgearbeitet, von ganz unten bis ganz oben.

Fred dagegen, als Halbweise von seiner Mutter aufgezogen, lernte von klein auf, für seine Geschwister zu sorgen und im Haushalt zu helfen. In seiner Rolle als Hausmann, das bestätigten später gegenüber dem Gericht ein halbes Dutzend Nachbarn und Freunde, sei er aufge-

gangen. Die Bedürfnisse von Gattin Wilma und den Kindern – 2009 war ein zweiter Sohn dazu gekommen – bestimmten seinen Tagesablauf.

Miami, Gstaad, Dubai

Kinder einkleiden, frühstücken mit den Kleinen, der Frau eine Tasse Tee ans Bett bringen, ein flüchtiger Abschiedskuss, wenn sie aus dem Badezimmer direkt zur Arbeit eilt, die Kleinen in die Krippe bringen, kochen, waschen, bügeln und gärtnern, Kinder von der Krippe holen, Spielplatz, mit den Buben gemeinsam den Abendtisch für Mama decken – der klassische Hausmann-Job. Wilma jettete derweil in der Welt herum, und wenn sie abends heimkam, schmiss sie sich, ermattet vom harten Job, meist



Wer die Kinder hat, der hat eigentlich schon gewonnen.

nur noch aufs Sofa, um bei ihrer Lieblingssendung («Desperate Housewives») abzuspannen, während Papi die Kinder mit einem *Guetschtli* ins Bett brachte.

In Freds Augen war es eine glückliche, unbeschwertere Ehe. Vielleicht etwas zu unbeschwert. Ein Hausmann, räumt er im Rückblick ein, ist nicht besonders sexy. Es wurde zwar viel gereist, oft auch übers Wochenende, genau genommen war es ihr einziges Hobby, doch aus der Business-Class-Perspektive sehen die Destinationen, ob Miami, Gstaad oder Dubai, mit der Zeit alle etwa gleich eintönig aus.

Ende 2011 gab Wilma ihren Job auf. Und hier liegt vielleicht der Schlüssel der Geschichte. Der Börsengang des Rohstoff-Traders hatte die kühnsten Erwartungen übertroffen und ihr Vermögen praktisch von null auf über 30 Millionen Franken katapultiert. Allein die Dividenden brachten rund 600 000 Franken im Jahr. Wilma, die eben ihren Schweizer Pass erhalten hatte, hätte ihren Wohnsitz aus steuer-technischen Gründen gerne in die Karibik verlegt. Für Fred kam das nicht in Frage, allein schon wegen der beiden Buben.



Nach einem Jahr Zweisamkeit in der gemeinsamen Villa, am 26. September 2012, erklärte Wilma ihm beim Frühstück, sie werde sich trennen. Die Ankündigung, versichert Fred, habe ihn überrascht wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Erfolglos habe er sie um ein klärendes Gespräch gebeten. Der Entscheid war offenbar von langer Hand vorbereitet – und wenn eine Managerin von ihrem Schlag den Entscheid fällt, das wusste er, zieht sie ihn auch durch. Noch am selben Morgen teilte der Anwalt der Familie telefonisch mit, er habe soeben von einer bekannten Scheidungsanwältin ein Schreiben zuge-

Die Zuger Justiz wirft ihm vor, dass er seine Söhne zwischendurch in die Krippe gebracht hat.

stellt bekommen. Die Trennungvereinbarung sah im Wesentlichen vor, dass Fred und Wilma bis zur Scheidung mit den Kindern getrennt im gemeinsamen Haus leben würden.

Die folgenden Wochen und Monate müssen für alle, gelinde gesagt, ziemlich unangenehm gewesen sein. Wilma hatte ihren Vater ins Haus geholt. Der pensionierte Berufssoldat observierte Fred auf Schritt und Tritt, schoss Bilder, wenn die Buben bei ihm im Bett schliefen oder wenn er sie badete. Das Ziel der Übung war klar: Es sollten ihm sexuelle Übergriffe unterstellt werden, eine beliebte Giftwaffe in fast jedem Rosenkrieg. Mehrmals alarmierte Wilma die Polizei wegen angeblicher Gewalttätigkeiten, die nach seiner Darstellung erfunden waren und auch nie zu einer Verurteilung führten. Fred zeichnete derweil die Schimpftiraden seiner Nochehefrau, die ihn als Waschlappen und Versager titulierte, heimlich mit dem Handy auf. Auch er bediente sich damit einer unfeinen, allerdings untauglichen Kampftechnik (solche Aufzeichnungen sind illegal und werden von den Gerichten ignoriert).

Nach einem halben Jahr, am 28. Februar 2013, gab der Zuger Einzelrichter Stephan Szabò, ohne Begründung und ohne eine Stellungnahme von Fred abzuwarten, einem Antrag von Wilma statt: Die Obhut wurde provisorisch der Mutter zugeteilt, der Mann musste die eheliche Villa verlassen. Wegen Verletzung der Begründungspflicht des rechtlichen Gehörs hob das Zuger Obergericht am 8. Mai 2013 den Erlass von Richter Szabò zwar wieder auf. Doch der Willkür-entscheid hatte eine Situation geschaffen, die nicht mehr rückgängig zu machen war.

Während der Abwesenheit von Fred wechselte Wilma blitzartig alle Schlösser der Villa aus und liess die ganze Habe ihres Mannes in ein Lager verfrachten. Als er an seine Haustür klopfte, drohte sie mit der Polizei. Zwar ohne rechtsgültigen Entscheid, aber trotzdem ohne Aussicht auf Rückkehr lebt Fred seither in einer kleinen Wohnung. Falls er in sein Haus zurückwolle, teilte ihm ihre Anwältin höhnisch mit,

stünde ihm der Rechtsweg offen – wohl wissend, dass solche Verfahren Jahre dauern können. Doch je länger der Vater von seinen Söhnen getrennt war, je mehr diese von ihm entfremdet wurden, desto kleiner wurden die Aussichten, die Obhut seiner Kinder je wieder zu erlangen.

Wilma konnte es fortan locker nehmen, die Zeit spielte für sie. Und Richter Szabò spielte bereitwillig mit. Am 27. Juni 2013 wiederholte er seinen «provisorischen» Entscheid, den das Obergericht zurückgewiesen hatte, diesmal mit einer rudimentären Begründung: Beide Elternteile seien zur Erziehung der Buben geeignet, also auch die Mutter; der Vater habe das Haus immerhin «freiwillig» verlassen. Auch dieser Entscheid wurde vom Obergericht aufgehoben. Doch es nützte Fred nichts. Inzwischen waren nämlich neun Monate ins Land gegangen. Die Oberinstanz wies Richter Szabò deshalb an, sofort den definitiven Entscheid zu fällen, die Sache sei längst «spruchreif».

Kampf um die Obhut als Vorwurf

Theoretisch sollten Eheschutzverfahren innerhalb von vier bis sechs Monaten entschieden werden. Doch Richter Szabò hatte es überhaupt nicht eilig. Obwohl längst alle Fakten auf dem Tisch lagen, liess er sich mit dem unangenehmen Entscheid bis zum 2. April 2014 Zeit. Und er blieb bei dem, was er bereits provisorisch entschieden hatte. Nach über eineinhalb Jahren des Trödelns war das Faktische stärker als alle Fakten. Die Kinder hatten sich bei der Mutter eingelebt. Das Zuger Obergericht hat diesen Entscheid kürzlich bestätigt. Fred hat nun panische Angst, dass sich Wilma nach einem rechtsgültigen Abschluss des Verfahrens mit den Kindern, wie geplant, ins Ausland absetzt.

Bemerkenswert ist auch die Begründung, mit der die Zuger Justiz die Kinder der Mutter zuteilt. Sie wirft Fred vor, dass er seine Söhne zwischendurch in die Krippe gebracht und deshalb nur halbwegs betreut habe. Er habe sogar stundenweise eine Haushaltshilfe engagiert. Ein halbes Dutzend Zeugnisse, die seine Rolle als Hausmann untermauern, erachteten die Richter dagegen als unerheblich. Indirekt wird Fred auch zur Last gelegt, dass er hartnäckig für die Obhut der Kinder kämpft und damit das Einvernehmen unter den Eltern gefährde. Entscheidend war letztlich aber, dass die Frau über ein grosses Vermögen verfügt – sie müsse deshalb nicht mehr arbeiten und könne so besser für die Kinder sorgen als er.

Man stelle sich vor, es wäre umgekehrt: Einer Mutter wird in der Scheidung vorgeworfen, dass sie die Kinder zwischendurch in die Krippe brachte und eine Haushaltshilfe beschäftigte, dass sie vor Gericht für die Obhut kämpft – und weil der Vater ohne hin ein grösseres Vermögen hat und deshalb besser für die Kinder sorgen könnte, werden ihm diese zugeteilt. Und in einem Jahr müsste sie finanziell wieder auf eigenen Füüssen stehen. **Namen geändert*

Vielfalt, die begeistert.

Jeden Donnerstag fundierte Recherchen und interessante Artikel aus Politik, Gesellschaft und Kultur. Sie haben noch kein Abo? Jetzt bestellen über Telefon 043 444 57 01 oder www.weltwoche.ch/probeabo. Selbstverständlich auch online und übers Handy verfügbar.



DIE WELTWOCHEN

Wirtschaft

CO₂-Endlager, nein danke

Von *Silvio Borner* — Um Atomstrom zu ersetzen, muss die Schweiz Gaskraftwerke bauen – und freiwerdendes CO₂ unterirdisch entsorgen. Die Technologie ist kaum erprobt und hoch riskant.

Die ökonomische Kritik an der Förderung kostendeckender Einspeisevergütung (KEV) für Sonne, Wind und Kleinwasserwerke wächst. Aber die Politik erhöht die Obergrenzen für diese falschen KEV laufend und plant deren Ausdehnung auch auf Grosswasserwerke. In Deutschland kostet diese Verschwendung bereits 20 Milliarden pro Jahr.

In der Schweiz wird der geplante Ausbau von Sonne und Wind von heute 0,9 Prozent der jährlichen Stromerzeugung auf 12,3 Prozent im Jahre 2035 wegen technologischer Mängel, ökologischer Bedenken und politischer Widerstände kläglich scheitern. Doch, selbst wenn die Zielmarke von 12,3 Prozent erreicht wird, handelt es sich um unzuverlässigen «Flutterstrom» mit langen Stillstandzeiten. Weil auch die Insider beim Bundesamt für Energie das Wegfallen von über 70 Prozent der Grundlast nicht einfach negieren können, setzen sie auf die Speicherung von zeitweilig überschüssigem Strom.

Dabei ist klargeworden, dass ausser bei Pumpspeicherwerken die Stromspeicherung im grossen Stil (Gigawatt-Bereich) vor absoluten physikalischen Grenzen steht und ausserhalb der Reichweite jeglicher vernünftiger Planungshorizonte oder gar der Wirtschaftlichkeit liegt.

Man bereitet sich daher auf den Bau neuer Gaskraftwerke vor, weil die alleinige Abstützung auf Stromimporte für die Versorgungssicherheit zu riskant wäre. Das dabei freiwerdende Kohlendioxid soll mittels «Sequestrierung» im Boden «verlocht» werden – was bei radioaktiven Abfällen seit Jahren technisch gelöst, aber politisch verfehlt ist.

Dabei weiss kein Mensch, ob CO₂ im Untergrund nicht gefährlicher ist als in der Atmosphäre. Zudem ist ebenfalls nicht erforscht, wie denn die CO₂-Verbannung in den Untergrund praktisch zu bewerkstelligen wäre. Dazu gibt es nun ein sicher teures Forschungsprojekt Carma der ETH Zürich (PSI) und Lausanne sowie der Uni Bern.

Klar ist vorderhand nur, dass das zu versenkende Volumen per Kohlenstoffeinheit knapp dreimal grösser ist als dasjenige des ursprünglichen Brennstoffs. Ab einem Druck von 7,4 MPa (ca. 700 Meter unter der Erdoberfläche) verwandelt sich das CO₂ in eine Flüssigkeit, deren Wirkung auf Gestein und Erdreich weitgehend unerforscht ist. Experten schät-

zen aber wegen des höheren Drucks das seismische Risiko deutlich höher ein als bei der klassischen Geothermie. Auch ist der Platzbedarf im Vergleich zu nuklearen Abfällen unermesslich hoch. Hinzu kommt, dass der gesamte Prozess der Sequestrierung mindestens 20 Prozent Wirkungsgrad der Stromproduktion kostet. Das Ganze ist also ökologisch und ökonomisch unsinnig und bewegt sich politisch-rechtlich im Gegensatz zu den Nuklearabfällen völlig im luftleeren Raum.

Eine Milliarde verbrannt

Aber Norwegen habe das doch geschafft, lesen und hören wir immer wieder. Das trifft zu für das berühmte Sleipner Offshore-Gasfeld, welches CO₂ in teilverfestigte Sandformationen etwa ein Kilometer unter dem Meeresboden zurückpumpt. Es ist also nicht CO₂-Abfall aus einem Verbrennungsprozess, sondern das CO₂ kommt direkt als Bestandteil von knapp 10

Prozent des geförderten Gases an die Oberfläche und wird von dort gleich wieder zurückspeidiert. Die teure Technologie ist finanziell nur tragbar, weil Norwegen Offshore-CO₂-Emissionen mit 50 Euro pro Tonne besteuert.

Norwegen exportiert zwar frisch und fröhlich Erdgas, wollte aber Gaskraftwerke mit CO₂-Ausstoss zu Hause nur mit der Auf-

lage der CO₂-Sequestrierung gestatten. So wurde das einzige für 2020 geplante Onshore-CO₂-Sequestrierungsprojekt für ein Gaskraftwerk ebenfalls dort in Angriff genommen, aber vor kurzem mit einem Abschreiber von etwa einer Milliarde Schweizer Franken definitiv aufgegeben. Inzwischen wird auch versucht, das Gaskraftwerk selber mit einem weiteren Abschreiber von einer Dreiviertelmilliarde zu verkaufen. Gelingt dies nicht, so muss es abgewrackt werden. Das norwegische Energieministerium liess sich kleinlaut so vernehmen: «Das Risiko der auf uns zukommenden Kosten wurde einfach zu hoch, und der Zeitplan (2020) hätte niemals eingehalten werden können.»

Wie viele Millionen oder Milliarden müssen wohl erst in der Schweiz für rein politisch motivierte und opportunistisch finanzierte Forschungs- und Entwicklungsprojekte verschwendet werden? Sicherlich viel zu viel – aber die empfänglichen Empfänger der Gelder freut's.



Hollande wirft Ballast ab

Von Hansrudolf Kamer — Die Politik Frankreichs zerfällt. Die Sozialisten haben Mühe, Mehrheiten für ihre Politik zu finden. Präsident François Hollande ist zur Halbzeit seiner Amtszeit so unpopulär wie nie.



Die politische Rentrée Frankreichs nach den Sommerferien begann mit einem Knaller. Während die Popularität Präsident Hollandes auf neue Tiefstwerte absackte, benützte der aufmüpfige Wirtschaftsminister Arnaud Montebourg die Gelegenheit, eine Regierungskrise zu inszenieren. Das Kabinett von Manuel Valls trat zurück. Es war nur fünf Monate im Amt gewesen.

Hollande stellte sich sofort hinter Valls. Eine andere Möglichkeit hatte er wohl nicht, denn der Premierminister liess ihm nur die Wahl: er oder ich. Montebourg hatte am Rosenfest der Sozialisten in Frangy-en-Bresse genau jenen wirtschaftspolitischen Kurs kritisiert, den der «neue Sozialdemokrat» Hollande zu Jahresbeginn verkündet hatte und den er nun beschleunigen wollte.

Montebourg feuerte eine Breitseite auf die Sparpolitik ab, die inhaltlich keineswegs neu war: Die unter dem Druck Deutschlands beschlossene «Austerität» und Defizitbekämpfung hemmten das Wirtschaftswachstum und verhinderten die Reduktion der hohen Arbeitslosigkeit. Das alles sei ein grosser politischer Fehlentscheid, der Europa in die Arme der Populisten und Extremisten treibe, deren Ziel die Zerstörung der Europäischen Union sei.

Montebourg feuerte eine Breitseite auf die Sparpolitik ab, die inhaltlich keineswegs neu war: Die unter dem Druck Deutschlands beschlossene «Austerität» und Defizitbekämpfung hemmten das Wirtschaftswachstum und verhinderten die Reduktion der hohen Arbeitslosigkeit. Das alles sei ein grosser politischer Fehlentscheid, der Europa in die Arme der Populisten und Extremisten treibe, deren Ziel die Zerstörung der Europäischen Union sei.

Grosse Worte

Montebourg evozierte das Bild einer grossen Krise. Die Glaubwürdigkeit jeder Politik werde untergraben, weil die Wähler zwar links wählten, aber dann eine rechte Politik vorgezogen erhielten, und zwar jene der deutschen Konservativen. Unter Bundeskanzlerin Merkel drohe Europa eine grosse Deflation und eine der schlimmsten industriellen Katastrophen der neueren Geschichte.

Grosse Worte. Unterstützt wurden sie auch von Erziehungsminister Benoît Hamon, dem anderen schwergewichtigen Exponenten der sozialistischen Linken, und der Kulturministerin Aurélie Filippetti. Dass kurz vorher der Chef der Europäischen Zentralbank, Mario Draghi, am Treffen der Notenbanker in Jackson Hole ebenfalls vor den Gefahren einer europäischen Deflation gewarnt hatte, machte die Sache nicht besser. Und die Auffassung, dass Deutschland

an allem schuld sei, ist in Frankreich überall, auch und besonders beim Front national (FN), weit verbreitet. Marine Le Pen verlangte umgehend die Auflösung der Nationalversammlung und Neuwahlen. Dazu wird es kaum kommen, denn die linkssozialistischen Abgeordneten wollen ihr Mandat behalten.

Die Differenzen zwischen der Parteilinken und Premierminister Valls waren schon im März bekannt, als die neue Regierung nach den katastrophalen Verlusten der Sozialisten bei den Gemeindewahlen gebildet wurde. Hollande versuchte damals, die Kritiker «einzubinden».

Dies erschien ihm notwendig, weil die Mehrheit in der Nationalversammlung eine brüchige war. Sie ist es noch. Nachdem die Grünen in der Equipe Valls nicht mehr vertreten sind und die «frondeurs» des Parti socialiste Stimmung gegen die Regierung machen, müssen Hollande und Valls beweisen, dass sie für ihre Politik noch eine parlamentarische Grundlage haben. Auch die ehemalige Parteichefin Martine Aubry und ihre Anhänger gehören zu den *frondeurs*. Hamon erklärte, er sei von den Dissidenten nicht mehr weit entfernt, bleibe aber bei der *majorité*.

Die Zeitung *Le Monde* geht hart ins Gericht mit den Genossen. Dies sei eine strukturelle Krise, die die Schwäche der Linken aufzeige,

ihren Amateurismus, ihr Unvermögen angesichts der wirtschaftlichen Schwierigkeiten, ihre Unfähigkeit, sich für Frankreich zusammenzurufen. Bittere Enttäuschung bei jener intellektuellen Elite, die einst den Sieg über Sarkozy als neue Morgenröte gefeiert hatte. Doch wie vorhergesehen, profitiert nur der FN von der Wüstenwanderung der grossen politischen Parteien.

Hollandes Reformkurs ist zögerlich genug. Von einem rigorosen Schuldenabbau kann keine Rede sein. Die Entlastung der Unternehmen im Rahmen des sogenannten Verantwortungspakts ist noch nicht im Trockenen. Die Staatsausgaben, die in den kommenden drei Jahren um fünfzig Milliarden Euro gekürzt werden sollen, werden trotzdem weiter zunehmen aufgrund der eingebauten Erhöhungen.

Widerstand gegen deutsche Verordnungen

Frankreichs Probleme sind auch europäische Probleme. Montebourg hatte in seiner Attacke gegen Hollande bemerkt, dass die «zweitgrösste Volkswirtschaft der Euro-Zone und die fünftgrösste Macht der Welt» sich nicht nach den masslosen Zwangsvorstellungen der deutschen Konservativen richten werde. Hollande stand derweil im Regen und feierte auf der Ile-de-Sein im Atlantik die Erinnerung an die Befreiung Frankreichs von der deutschen Besatzung vor siebzig Jahren.

Widerstand gegen deutsche «Verordnungen» gibt es auch sonst in Europa. Montebourg nannte den italienischen Regierungschef Matteo Renzi, der schon immer wider den Stachel gelockt hatte. Renzi kommt trotz Schulterchluss mit Berlusconi mit seinem Reform-Furioso auch nicht weiter. Frankreich bleibt ratlos, Europas Politik in der Sackgasse.



«Amateurismus»: Präsident Hollande, Premierminister Valls.

Gezeter des Untergangs

Von Christoph Mörgeli

Die BDP ist bei den letzten Grossratswahlen im Kanton Bern auf fast die Hälfte ihrer Mandate abgesackt. Im Interesse der nationalen Stabilität verlangt die NZZ die Abwahl von Eveline Widmer-Schlumpf. Jetzt ruft BDP-Präsident Martin Landolt zum Rauschmiss der SVP aus dem Bundesrat auf. Der einzige Zweck der BDP besteht in der Sicherung ihres ungerechtfertigten Bundesratssitzes. Darum glaubt sie, auch die SVP sei getrieben von kleinkariertem Pöstchendenken. Ein Irrtum. Wer konsequent das Wohl des Landes und seiner Bevölkerung in den Mittelpunkt stellt, ist gegenüber solchen Erpressungen immun. Die SVP hält ihren politischen Kurs im Bundesrat genau wie in der Opposition.

Landolt wörtlich über die SVP: «Ich will Extremisten nicht mit Verantwortung belohnen ... Bis zu welchem Punkt muss eine Politik noch brauner werden, bis alle merken, dass sie stinkt?» Wenn der Kapitän eines sinkenden Schiffes in Panik herumschreit, dürfen wir von ihm nichts Intelligentes erwarten. Man trägt den Kopf hoch, wenn einem das Wasser am Hals steht. Interessant ist immerhin, dass der einzige Glarner Nationalrat all das als extremistisch bezeichnet, was in seiner Heimat ungefähr seit der Schlacht bei Näfels mehrheitsfähig ist: die Unabhängigkeit der Schweiz, die Vorherrschaft des eigenen vor fremdem Recht, die souveräne Regelung der Zuwanderung.

Konkordanz heisst nicht, dass sich die Parteien ihre jeweiligen Grundsätze abschreiben. Die SVP sitzt mit der SP im bundesrätlichen Boot, obwohl diese der EU beitreten will, die Abschaffung der Armee wie des Kapitalismus fordert und das Wort «Neutralität» vollständig aus ihrem Programm gestrichen hat.

Die BDP-Forderung passt gut zum Trend in Bundesbern, die wählerstärkste Partei nicht nur halb, sondern ganz aus dem Bundesrat auszuschliessen. Neben vielen andern offenbart auch Martin Landolt seinen mangelnden Respekt vor Demokratie und Volkswillen. Er will ganz nach seinem Gusto schalten und sich über die Ergebnisse von Wahlen und Abstimmungen hinwegsetzen. Doch extremistisch ist nicht, wer für den Erhalt von direkter Demokratie, staatlicher Unabhängigkeit und geltender Bundesverfassung kämpft. Extremistisch ist, wer sich über Volksabstimmungen und Wahlergebnisse hinwegsetzt, um den Machtanspruch einer bedeutungslosen Interessenclique zu erhalten.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Helvetische Route 66

Von Peter Bodenmann — Schweiz Tourismus plant eine elektrische «Grand Tour of Switzerland».



Dramatisch umweltfreundlicher und billiger: Smart.

Neuerdings werden Autos von den grossen Autokonzernen nicht nur verkauft, sondern über Tochtergesellschaften auch stundenweise vermietet. Für automobile Analphabeten: Carzgo gehört zum Mercedes-Konzern. DriveNow ist eine BMW-Tochter.

Noch stehen diese Autos 23 von 24 Stunden nur in der Gegend herum. Aber bereits eine gute Stunde Fahrzeit pro Tag genügt, damit für die beiden Konzerntöchter die Rechnung aufgeht. Carzgo will bis 2020 in den grossen Städten Europas einen Milliardenumsatz erwirtschaften, etwa dank neuen urbanen Smarts mit einem extrem kleinen Wenderadius. BMW möchte etwas langsamer, dafür umso ertragreicher wachsen.

Noch machen die neuen Autovermieter vorab Taxis, Trams und Bahnen Konkurrenz, weil die Kunden sie überwiegend auf Kurzstrecken benutzen. Das alles wird sich dramatisch ändern, wenn sich zwei absehbare technische Entwicklungen durchsetzen: erstens das Elektroauto und zweitens – kombiniert mit diesem – das sich selbst steuernde, elektrisch angetriebene Roboterauto.

Die durchschnittlichen täglichen Fahrzeiten der Mietautos werden sich vervielfachen, sobald wir diese mit dem iPhone vor jede Haus- oder Bürotür, vor jedes Fabriktor und jede Gartenwirtschaft bestellen können. Erst recht, wenn abgestufte Tarife die freiwilligen und un-

freiwilligen Sparfüchse unter uns zum Herumfahren in den Randzeiten motivieren.

Die Kosten pro gefahrenen Kilometer werden absehbar auf 20 bis 25 Rappen sinken. Sowohl die Bahn wie die traditionellen Autoverkäufer werden brutal unter Druck geraten, weil sie Mobilität teurer produzieren. Auch Tiefgaragenbesitzer werden ins Schwitzen geraten. Es sei denn, die Bahn reisst sich dieses Geschäft – zusammen mit der Post – unter den Nagel.

Schweiz Tourismus will – in Anlehnung an die amerikanische Route 66 – eine 1600 Kilometer lange «Grand Tour of Switzerland» pushen. Pro Person wird diese Reise in elektrisch betriebenen Robo-Mini-Bussen nicht mehr als hundert Franken kosten. Ausser die Schweizer lassen sich – wegen fehlender Kartellgesetze – auch hier über den Tisch ziehen und bezahlen fünfzig Prozent zu viel.

Telefonieren wurde nicht wegen der gescheiterten Liberalisierung billiger, sondern wegen des technischen Fortschritts. Etwas Vergleichbares steht uns auf der Ebene der Mobilität ins Haus: Das passive Autofahren wird innert kurzer Zeit dramatisch umweltfreundlicher und billiger. Die Aufregung der Grünen über die Schweizer Route 66 ist absehbar – und so überflüssig wie der Heizer auf der Elektrolok.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Konkurrenz vs. Kooperation

Von Kurt W. Zimmermann — Grosse Schweizer Verlage wollen ihre Aktivitäten zusammenlegen. Wollen sie, oder müssen sie?

Seit dem bisher grössten Coup ist es genau zwei Jahre her. Es war ein lohnender Coup, wie wir heute sehen.

Im Sommer 2012 kauften die beiden Verlage Ringier und Tamedia zusammen den Online-Stellenvermittler Jobs.ch. Sie bezahlten die enorme Summe von 390 Millionen Franken.

Seitdem betreiben sie die gemeinsame Stellen-Plattform unter dem Namen Jobcloud. In diesem Jahr wird ihr Joint Venture einen Umsatz von 90 Millionen und einen gewaltigen operativen Gewinn von 60 Millionen machen. Es ist damit das weitaus margenstärkste Produkt in den Portfolios der beiden Medienhäuser.

Interessant an der Story ist der Wandel der Branchenphilosophie. Verlage waren jahrzehntelang von einem ausgeprägten Rivalitätsdenken getrieben: Meine Zeitung kämpft gegen deine Zeitung, mein Magazin gegen dein Magazin, mein Sender gegen deinen Sender.

Nun ersetzen sie Konfrontation durch Kooperation. Wir erklären gerne, warum sich das gewandelt hat. Zuvor aber schieben wir noch ein aktuelles Beispiel für diese neue Kultur der Zusammenarbeit ein.

Ringier-Chef Marc Walder und Tamedia-Chef Christoph Tonini reden derzeit ernsthaft darüber, alle ihre Zeitschriften in ein gemeinsames Unternehmen einzubringen. Von Ringier kämen Titel wie *Schweizer Illustrierte* und *Glückspost*, von Tamedia Blätter wie *Schweizer Familie* und *Annabelle* in den vereinigten Topf.

Das würde Kostensenkungen von gegen zehn Millionen Franken bringen. Zudem könnte man grosse Werbekunden wie Procter & Gamble, Unilever und L'Oréal mit dem kollektiven Paket noch besser bedienen.

Weil Kooperation die Konkurrenz zunehmend ersetzt, verhandeln Ringier und Tamedia in der gleichen Fusionsfrage auch mit der Verlagsgruppe Axel Springer Schweiz. Die ist mit Magazinen wie *Bilanz* und *Beobachter* der dritte wichtige Spieler im Zeitschriftengeschäft.

Jeder gegen jeden, hiess es früher. Jeder mit jedem, ist das Gebot der Gegenwart.

Was sich in den Medien heute abspielt, liest sich wie eine Vorlesung in Wirtschaftsgeschichte. Medien waren in ihrer Historie stets ein Wachstumsmarkt. In Wachstumsmärkten herrscht immer Konkurrenz, weil die Kosten des Wettbewerbs durch das steigende Marktvolumen aufgefangen werden können. Dann, seit dem Jahr 2000, gerieten die Medien und vor allem die Presse in die Krise. In diesem sin-



Jeder mit jedem.

kenden Marktvolumen können die Kosten des Wettbewerbs nun nicht mehr aufgefangen werden. Konkurrenz wird zu teuer, das führt zu Kooperation.

Krise heisst vor allem auch, dass sich die früheren Pressehäuser neue, rentable Geschäftsfelder erschliessen müssen. Sie haben inzwischen dieses Modell gefunden. Ihre finanzielle Zukunft besteht in Online-Plattformen, auf denen sie kommerzielle Angebote wie Jobs, Immobilien, Autos, Tickets, Adressen, Finanzdienste, aber auch Schaumweine und Strumpfhosen vermarkten.

Das Problem ist nur, dass dieser Einstieg in neue Geschäftsfelder sehr teuer ist. Akquisitionen von digitalen Zukunftsfirmer, wie etwa Jobs.ch, sind so teuer, dass sie im Alleingang kaum mehr zu stemmen sind.

Das neueste Beispiel werden wir womöglich schon bald erleben. Ricardo.ch ist der erfolgreichste Anbieter im hiesigen E-Commerce, der von Windeln über Whirlpools bis Winterreifen alles verkauft. Er gehört dem südafrikanischen Medienkonzern Naspers. Naspers will sich aus der Schweiz zurückziehen und Ricardo.ch verkaufen. Der Preis wird hoch sein, weit im dreistelligen Millionenbereich.

Ich offeriere eine kleine Wette zu unserem Thema. Ringier und Tamedia werden zum Kauf von Ricardo ein gemeinsames Angebot einreichen.

Mädchen-Wurf

Von Beatrice Schlag — Der grösste messbare kleine Unterschied.

Mo'ne Davis ist die Sportsensation in den USA. Letzte Woche setzte *Sports Illustrated* die dreizehnjährige Baseballerin aufs Cover. Dabei hatte ihr Juniorenteam, Philadelphia's Taney Dragons, zwar dank ihrem Einsatz eine Reihe von Siegen erzielt, aber zu einem Pokal hatte es nicht gereicht. Dass Mo'ne dennoch ein Phänomen wurde, hat einen einsichtigen Grund: Die junge Schwarze wirft als Pitcherin wie der Teufel. Bei ihrem schnellsten Ball wurde eine Geschwindigkeit von 112 Stundenkilometern gemessen. Und das, obwohl Mädchen angeblich doch gar nicht werfen können.



Jeder sportlich nicht besonders begabte Bub kennt den spöttischen Ausruf von Mitschülern: «Du wirfst ja wie ein Mädchen!» Praktisch jedes Mädchen erlebt, wie Buben sich über seine Würfe schiefachen, wenn es in einem gemischten Team Volleyball oder Brennball spielt. Tatsächlich sieht es meist doof und unharmonisch aus, wenn Frauen Bälle werfen. Und zwar darum, weil sie nicht wie Männer mit dem ganzen Arm und der Schulter ausholen, sondern nur Unterarm und Hand einsetzen.

Für den Unterschied in der Wurftechnik von Mann und Frau, der übrigens zu den grössten messbaren Geschlechterdifferenzen gehört, gibt es keine körperliche Erklärung. Dafür eine sehr einleuchtende kulturelle: Frauen haben deutlich mehr Hemmungen als Männer, körperlich platzgreifend aufzutreten. Welches Geschlecht sitzt stets mit breit gespreizten Beinen im Tram? Welches weicht, ohne nachzudenken, auf der Strasse aus, wenn jemand entgegenkommt? Bereits 1980 schrieb die Philosophin Iris Marion Young in ihrem Essay «Werfen wie ein Mädchen» darüber, wie auffallend Frauen darum bemüht sind, mit ihrem Körper möglichst wenig Raum einzunehmen und dadurch unaggressiv zu wirken. Ein kraftvoller, weit ausholender Wurf aus der Schulter ist ein aggressiver Akt nach aussen, ob man einen Ball, einen Stein oder einen Pfeil schleudert. Männer lernen das schon als Buben, Mädchen meist nie. Dass die feingliedrige Mo'ne, die werfen kann wie ein Mann, weit über den Sport hinaus Aufsehen erregt, liegt an der ruhigen Selbstverständlichkeit, mit der sie sich Platz nimmt.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Wo deponiert eine Frau in einem guten Restaurant ihre Handtasche, wenn der Stuhl eine runde Lehne hat? *Lutz Bernhardt*

Es scheint, als wäre die Tasche einer Frau nirgends so richtig erwünscht: Auf den Tisch darf sie – laut Knigge – leider nicht, weil dort nur Dinge stehen dürfen, die vom Gastgeber platziert wurden. Auf dem Schoss ist sie im Weg und kann leicht herunterfallen. Es kommt deshalb darauf an, wie gross die Tasche ist. Eine Clutch kann Ihre Begleitung hinter ihrem Rücken auf dem Stuhl deponieren. Für grössere Taschen offerieren einige Restaurants kleine Hocker, die zur rechten Hand der Frau platziert werden. Ansonsten darf die Tasche auf einen freien Stuhl gestellt werden. Ist kein solcher vorhanden, wird sie am Boden deponiert. Aber bitte unter dem Tisch, sonst wird sie zur Stolperfalle. *Deborah Neufeld*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Leserbriefe

«Die *Weltwoche* hat nicht gerade den Ruf (meistens zu Recht), Dinge nicht beim Namen zu nennen.» *Jost N. Brändle*

Hochgradig unzurechnungsfähig

Nr. 34 – «Im Zweifel für Geri Müller» und «Protokoll eines menschlichen Dramas»; Berichterstattung zum Fall Geri Müller

Es ist Ihnen hoch anzurechnen, dass Sie «im Zweifel für Geri Müller» plädieren. Trotzdem kann ich dem Fazit, er müsse nicht zurücktreten, nicht zustimmen. Wenn eine in der Öffentlichkeit stehende Person dermassen leichtsinnig kompromittierende Bilder von sich im Chat in Umlauf setzt und damit billigend in Kauf nimmt, dass labile Charaktere, wie in diesem Fall die junge Chat-Partnerin, oder politische Gegner daraus Kapital schlagen, ist sie nicht Opfer, sondern im politischen Sinne im höchsten Grad als unzurechnungsfähig einzustufen. Geri Müller hat sich in dieser Causa selbst diskreditiert und dabei jeden Anspruch auf ein öffentliches politisches Amt verwirkt. *Claudio Bachmann, Basel*

Mit dem «Editorial» und dem nachträglichen Artikel ergreift die *Weltwoche* Partei für die politische Linke in der Person von Geri Müller. Das ist nicht selbstverständlich, zeigt indes, dass die *Weltwoche* in solchen Situationen genau abzuwägen und offenbar mit Affinität umzugehen weiss. Gratulation!

Jean Hoby, Wallisellen

Von einem Politiker, der sich dermassen stark exponiert und seiner Umwelt Ethik und Moral beibringen will, darf ich mit Recht erwarten, dass er seine Emotionen im Griff hat. Oder sie zumindest nicht über Social-Media-Netze verbreitet, wo sie von jedem Trottel problemlos eingesehen werden können. Andernfalls muss er eben die Konsequenzen tragen. Natürlich besteht keine Verpflichtung zurückzutreten, er täte aber gut daran, dies freiwillig zu tun, womit er noch ein Fünkchen Anstand wahren könnte.

Ralph Geering, Divonne-les-Bains (Frankreich)

Vertrauen braucht grossen Einsatz und viel Zeit, bis es aufgebaut ist. Zerstört ist es oftmals in wenigen Minuten, nicht nur bei Politikern. Vertrauen in einen Volksvertreter ist jedoch das wichtigste Kapital. Wenn es verloren ist, kann es weder durch rechtliche Entlastungen noch durch Verschieben der Verantwortung auf Drahtzieher wiedererlangt werden. Für Geri Müller wäre es das Beste, von sich aus sofort von allen Ämtern zurückzutreten und die Affäre nicht weiter hinzuziehen, bis ihm sein Rücktritt von aussen deutlich nahegelegt wird. *D.J. Bänziger, Richterswil*

Ich bin überrascht, von Chefredaktor Köppel so wohlwollende Worte für einen grünen Politiker zu lesen, der sich in seinem Amtszimmer nackt auszieht, sich eigenhändig fotografiert und die Aufnahmen dann im Internet verschickt. Köppel reduziert die Affäre auf das Recht erwachsener Personen auf Privatsphäre. Die *Weltwoche* hat nicht gerade den Ruf (meistens zu Recht), Dinge nicht beim Namen zu nennen, vor der Publikation von Intimitäten anderer – besonders von Politikern und anderen Prominenten – zurückzuschrecken und strenge moralische und rechtliche Massstäbe an menschliches Verhalten anzulegen (etwa Affären Nef oder Hildebrand). Köppel will männliche Frühlingsgefühle – der Ausdruck ist von ihm – offenbar überall ungehemmt ausleben lassen. Selbst am Arbeitsplatz von einem höchsten Exekutivorgan einer bedeutenden Schweizer Stadt. Ich werde den Verdacht nicht los, dass er es der *Schweiz am Sonntag* missgönnt, vor der *Weltwoche* die Affäre rund um Geri Müller publik gemacht zu haben.

Jost N. Brändle, Baden

Beim Lesen des Editorials (das ich mir sonst immer mit grossem Vergnügen reinziehe) stellt sich mir die Frage: Hat dies wirklich Roger Köppel geschrieben? Wenn ja, war er von allen guten Geistern verlassen? Schon der Titel «Im Zweifel für Geri Müller» ist total falsch! Gibt es überhaupt noch Zweifel, dass er Nackt-Selfies vom Körperteil, der sich unter dem Schreibtisch befindet, versandt hat? Gibt es Zweifel daran, dass er seine Sekretärin mit seinen Sprüchen völlig unmöglich gemacht hat? Kann er mit einer so dargestellten Mitarbeiterin noch zusammenarbeiten? Wer müsste dann wohl seinen Posten verlassen, wenn Geri Müller im Amt bleibt? Der Vergleich mit Bill Clinton hinkt sowieso! Was denken Sie, wie sich die Medien verhalten hätten, wenn Bill Clinton George W. Bush gewesen wäre?

Ernst Bürgi, Egliswil

«Meteo» um des «Meteo» willen

Nr. 34 – «Glamourös daneben»; Jörg Kachelmann über die Wetterfrösche vom Leutschenbach

Das Problem von «Meteo» liegt nicht nur in den oft unzuverlässigen Vorhersagen, sondern auch darin, dass sich Ton und Bild konkurrenzieren, statt sich zu ergänzen: Das Gezeigte würde zur Information völlig ausreichen, wird aber vom unaufhörlichen Gerede derart penetrant übertüncht, dass man am Schluss nicht weiss, wie das Wetter nun wird. SRF

könnte beispielsweise bei der ARD in die Schule gehen, wo für ein rund neunmal grösseres Land innerhalb einer Minute zutreffend informiert wird, wogegen SRF über drei Minuten lang «Meteo» um des «Meteo» willen betreibt.
Alfred Wettstein, Zollikerberg

Nun mal halblang, Herr Kachelmann. Offenbar menschlich immer noch zutiefst verletzt? Ihre geradezu krankhaften Rachegeleüste sind aber nur noch peinlich. Ein absolut deplatziertes Rundumschlag. In den neunziger Jahren waren Ihre Vorhersagen oft nicht über alle Zweifel erhaben, um nicht zu sagen: auch mal ziemlich daneben. Im Gegensatz dazu arbeitet das Team um Herrn Bucheli sehr gut und präsentiert gekonnt, den heutigen meteorologischen Möglichkeiten entsprechend zuverlässig, brauchbare Wetterprognosen. Die Qualität stimmt. Auf Ihre unangebrachte Kritik sowie sich auftürmende Blumenkohlwolken können wir bestens verzichten.
Ernst Widmer, Walenstadt

Richtig und legitim

Nr. 34 – «Die Grillparty-Bewegung»; Alex Reichmuth über Bürgerprotest in Aarburg

Die Schweiz pflegt traditionell seit Jahrzehnten eine humanitäre Hilfe für Menschen, die

um ihr Leben fürchten müssen oder die aus politischen Gründen unrechtmässig verfolgt werden. Das ist der Grundgedanke, auf dem das Asylrecht aufgebaut ist. Leider ist dieser Grundgedanke nur noch eine Fassade. Das ist der Sand, den man dem Steuerzahler in die Augen streut. Krieg und Verfolgung sind längst nicht mehr die einzigen Asylkriterien. Das Schweizervolk hat längst durchschaut, dass die Schweizer Asylpolitik in alle Himmelsrichtungen ausartet. In Genf und Lausanne dealen die Asylanten mit Drogen am helllichten Tag. Asylanten, die gar keine sein dürften, weil sie in der Heimat keiner einzigen Gefahr ausgesetzt sind. Das sind nicht mehr als Wirtschaftsflüchtlinge, die unser Sozialsystem aufsuchen. Die Politik verharmlost die Szene als Einzelfälle. Einzelfälle indes, die ganze Polizeieinheiten beschäftigen und die Schweizer Gefängnisse füllen. Eine Lüge mehr oder weniger macht in der Schweizer Asylpolitik keinen Unterschied mehr aus. Gerade diese Entwicklung unterstreicht deren Unglaubwürdigkeit. Verständlich, dass gewisse Gemeinden allmählich auf die Barrikaden steigen. Das ist nicht nur richtig, sondern auch legitim. Solange der Steuerzahler nicht weiss, wie viel diese desaströse Asylpolitik kostet, ist jedes Vertrauen fehl am Platz.

Frédéric-Marc Fluehmann, Dübendorf

Präzisierung

Nr. 34 – «Feigling Didier Burkhalter»; Kommentar von Urs Paul Engeler

Die im Artikel «Feigling Didier Burkhalter» erwähnte Weigerung des EDA, für die Ausladung der russischen Flugstaffel von der Air 14 verantwortlich zu zeichnen, betrifft den Lead der Medienmitteilung, in dem das VBS sich als (allein) entscheidende Instanz darzustellen hatte. Dass im Artikel der Hinweis fehlt, dass am Ende des Textes das EDA dann doch noch erwähnt wird, ist eine Ungenauigkeit, die wir korrigieren. Die Präzisierung ändert aber an der generellen Aussage des Artikels nichts.

Die Redaktion

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,
Förrlibuckstrasse 70, Postfach,
8021 Zürich.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Mit Atupri brauchen Sie sich auch weiterhin keine Gedanken zu machen. Das **Firmen-Krankentaggeld** von Atupri bedeutet finanzielle Sicherheit, exakt budgetierbare Kosten, Top-Service und eine schlanke Administration. atupri.ch

Krankenkasse
atupri
Für eine vitale Schweiz.

Die besten Gemeinden

Die grosse Studie der *Weltwoche* zeigt, wo man in der Schweiz die attraktivsten Lebensbedingungen vorfindet. Bei den 908 untersuchten Ortschaften fällt dieses Jahr auf: Viele Städter zieht es aufs Land. Von Carmen Schirm-Gasser und Mischa Christen (Bilder)

Es ist ein Ritual, das viele Zuger längst kennen. Frühmorgens radelt Dolfi Müller quer durch seine Stadt zum «Grand Café». Dort hält er dann seine ersten Sitzungen ab. Denn so mancher Zuger Bürger pilgert just zur selben Zeit in das Stammlokal des Stadtpräsidenten, setzt sich neben ihn – und trägt sein Anliegen vor. Ganz unkompliziert, ohne Voranmeldung, quasi auf Augenhöhe. Das ist möglich, weil Dolfi Müller – seit acht Jahren in Amt und Würden als roter Stadtpräsident – «nah am Volk sein will», wie er sagt: «in einer Stadt mit Herz». Auf jeden Fall in einer Stadt, die prosperiert wie kaum eine andere. Zahlreiche Firmen bieten Arbeitsplätze in Hülle und Fülle. Was zu satten Steuereinnahmen von 5500 Franken pro Person führt. Und einer tiefen Arbeitslosigkeit von 1,3 Prozent. Ausgezeichnete Schulen, öffentliche wie private, internationale Internate wie Tagesschulen, begehrte Wohnlagen und ideale Verkehrsverbindungen ziehen in- und ausländische Zuwanderer an.

Es erstaunt daher nicht, dass Zug beim grössten kommunalen Rating der Schweiz auf Platz eins steht – und sich bereits das zweite Jahr in Folge auf dem Podest behauptet. Es folgen die Schwyzer Gemeinde Feusisberg, letztes Jahr

«Es gibt Anzeichen einer Überhitzung. Wir müssen gegensteuern, wo wir können.»

auf Platz fünf, und die Zuger Gemeinde Steinhäusern, die sich von Rang 21 auf den dritten Platz verbessern konnte. Doch der Erfolg bringt auch Probleme. Längst hat sich die hohe Wohn- und Lebensqualität Zugs herumgesprochen. Innert der letzten fünf Jahre zogen fast doppelt so viele Zuwanderer nach Zug wie nach Zürich (im Verhältnis zur Anzahl Einwohner). Eine Entwicklung, die sich auf den Immobilienmarkt auswirkt. So stiegen in den letzten drei Jahren die Preise für Eigentumswohnungen um fünfzig Prozent. Einige Schulen stossen an ihre Kapazitätsgrenzen. «Es gibt Anzeichen einer Überhitzung», sagt Müller, «wir müssen gegensteuern, wo wir können.» Ein Patentrezept gibt es allerdings nicht.

Die *Weltwoche* wollte wissen: Wo lebt es sich in der Schweiz am besten? Wo sind die Jobperspektiven gut, die Arbeitswege kurz? Wo wächst die Schweiz am dynamischsten? Wo sind die Steuern attraktiv? Wo ist der Boden begehrter? Erstellt wurde die Exklusivstudie vom Zürcher Beratungsunternehmen IAZI unter der Lei-



Wohnqualität hat sich herumgesprochen: Spitzenreiter Zug.

tung von Donato Scognamiglio, Honorarprofessor an der Universität Bern und Geschäftsführer von IAZI. Es ist der mit Abstand umfangreichste Leistungs-Check der Schweiz.

Analysiert wurden sämtliche Ortschaften mit mehr als 2000 Einwohnern, 908 an der Zahl. Für jede Gemeinde wurden zwanzig Einzel-

indikatoren erhoben, die soziale und wirtschaftliche Entwicklungen aufzeigen, etwa die Immobilienpreisentwicklung, die Arbeitslosenquote, die Steuerbelastung, die Anzahl Firmengründungen, das Bildungsniveau, die Zuwanderung oder die geografische Erreichbarkeit. Diese zwanzig Einzelindikatoren wur-



«Stadt mit Herz»: Zuger Stadtpräsident Dolfi Müller.

Immobilien

«Preise stagnieren»

Womit Wohneigentümer in Zukunft rechnen müssen.

Die Auflagen für den Kauf von Immobilien werden strenger. Wie schwierig wird es künftig, Wohneigentum zu erwerben?

Für viele Leute wird der Wunsch nach einem Eigenheim in nächster Zukunft ein Traum bleiben. Ab 1. September treten neue Selbstregulierungsvorschriften der Banken in Kraft, die vorsehen, dass Hypothekarschulden innert fünfzehn Jahren auf zwei Drittel des Belehnungswertes abgezahlt werden müssen.

Mit welchen Auswirkungen auf die Immobilienpreise?

Die Marktregulierungen lassen stagnierende Preise erwarten. Sinkende Preise kann ich nicht ausschliessen, sind aber weniger wahrscheinlich. Unsere neusten Zahlen zeigen eine jährliche Steigerung der Wohneigentumspreise von 2,9 Prozent. Diese Zahl liegt sehr nahe beim langjährigen Durchschnitt von 2,8 Prozent.

Gibt es Regionen, in denen die Preise sinken werden?

Erhöhte Risiken tragen Randregionen. Einige dieser Regionen profitieren zurzeit noch von Kaufwilligen, die zugunsten des Eigenheims längere Pendlerzeiten in Kauf nehmen. Zudem sehe ich höhere Risiken in erster Linie bei luxuriösen Objekten, aber auch bei Einfamilienhäusern mit Umschwung.

Führt die Umsetzung der Einwanderungsinitiative zu einem zusätzlichen Preisdämpfer?

Die Auswirkung der Einwanderungsinitiative wird gering sein. Immerhin erwerben überwiegend Schweizer Wohneigentum.

Der Bundesrat plant, den Bezug von Pensionskassengeldern für Wohneigentum zu beschränken. Ist das sinnvoll?

Die bestehenden Bezugsregeln reichen aus. Der Erwerb von Wohneigentum zählt zudem zu den sichersten Anlagen. Ich will mir nicht ausmalen, was passiert, wenn dem grössten Teil der Bevölkerung der Erwerb von Wohneigentum faktisch unmöglich gemacht wird. (cg)



Donato Scognamiglio erstellt mit seinem Team das Gemeinderating für die Weltwoche. Er ist Geschäftsführer des Beratungsunternehmens IAZI in Zürich und Honorarprofessor an der Universität Bern.



Arbeitsplätze in Hülle und Fülle: Zuger Bürohaus.

den in fünf Hauptkategorien zusammengefasst (siehe «Die Methode», rechts).

Auch in diesem Jahr sticht der Kanton Zug hervor. Gleich fünf Zuger Gemeinden finden sich in den Top Ten. Überdurchschnittlich viele Spitzenplätze belegen auch Orte in den Kantonen Schwyz, Zürich, Luzern und Genf. Die meisten Ränge gutmachen konnte Diepoldsau, die sich in vier Jahren um 331 Ränge verbesserte.

Das zweitplatzierte Feusisberg mit 4972 Einwohnern tront hoch über dem linken Zürichseeufer, Kühe grasen auf den Weiden,

Finanzielle Vorteile alleine reichen den meisten Zuwanderern nicht.

von Hektik keine Spur. Hier oben haben sich Reiche und Prominente niedergelassen wie der Unternehmer und Multimilliardär Klaus-Michael Kühne, die Schauspielerin Maja Brunner oder der Olympiasieger Simon Ammann – der tiefen Steuern wegen, gab der Skispringer 2010 zu. Doch finanzielle Vorteile alleine reichen den meisten Zuwanderern nicht, ist diversen Studien zu entnehmen. Vielmehr sei es das Gesamtpaket, das eine Gemeinde ausmache.

Eine hohe Lebensqualität, ein Naherholungsraum vor der Haustüre, die geografisch einmalige Lage. «All das soll auch in Zukunft erhalten bleiben», sagt Gemeindepräsident Martin Wipfli. Deshalb plane man, den Landschaftsschutz zu stärken, zumal ein Teil der Gemeinde – sie ist zweigeteilt in die Ortschaften Feusisberg und Schindellegi – ihren Charakter bereits verloren hat. In Schindellegi ragen

>>> Fortsetzung auf Seite 26

DIE 100 ATTRAKTIVSTEN GEMEINDEN DER SCHWEIZ

Rang 2014	Rang 2013	Kanton	Gemeinde	Rang Arbeitsmarkt	Rang Dynamik	Rang Reichtum	Rang Sozialstruktur	Rang Steuerbelastung
1	1	ZG	Zug	9	162	1	49	2
2	5	SZ	Feusisberg	176	69	15	99	6
3	21	ZG	Steinhausen	3	183	53	133	5
4	3	ZG	Risch	45	93	87	182	8
5	13	LU	Schenkon	68	48	108	139	73
6	7	ZG	Oberägeri	27	315	25	72	9
7	n.v.	ZG	Neuheim	4	266	69	115	12
8	81	ZH	Winkel	203	96	96	38	39
9	15	ZG	Baar	10	286	52	146	1
10	18	ZH	Otelfingen	31	15	272	155	82
11	109	ZH	Neerach	40	413	73	31	42
12	2	ZG	Hünenberg	35	487	51	32	11
13	14	GE	Satigny	163	25	78	87	271
14	8	SZ	Wollerau	123	444	20	35	4
15	27	ZH	Fehraltorf	75	76	242	143	121
16	12	ZG	Cham	22	352	166	111	9
17	63	ZH	Herrliberg	83	490	48	2	39
18	29	SZ	Küssnacht	54	379	28	207	17
19	43	ZH	Neftenbach	179	58	238	143	75
20	103	TI	Comano	15	325	121	97	154
21	9	ZH	Rüschlikon	106	562	8	10	30
22	6	SZ	Altendorf	404	29	101	171	13
23	16	ZG	Unterägeri	255	247	60	151	14
24	30	LU	Meggen	51	497	112	41	34
25	64	SG	Mörschwil	185	202	119	60	190
26	139	GR	Malans	138	150	95	170	215
27	n.v.	ZH	Brütten	286	256	140	42	53
28	100	AG	Oberwil-Lieli	46	406	172	46	109
29	131	SZ	Schwyz	21	223	123	432	18
30	n.v.	LU	Hildisrieden	23	99	233	214	258
31	19	SZ	Freienbach	173	552	2	103	6
32	47	ZH	Maur	198	480	93	17	50
33	46	ZH	Uetikon am See	348	297	92	45	58
34	31	ZG	Walchwil	350	449	23	18	2
35	106	ZH	Unterengstringen	104	373	206	96	66
36	10	ZH	Wallisellen	95	361	198	124	82
37	27	ZH	Lindau	248	55	212	179	167
38	24	ZH	Nürensdorf	218	355	157	80	57
39	67	ZH	Schwerzenbach	143	420	127	124	58
40	138	ZH	Obfelden	129	127	169	262	192
41	20	ZH	Meilen	263	492	74	24	42
42	11	GE	Plan-les-Ouates	81	453	14	88	260
43	34	ZH	Kilchberg	393	461	3	7	33
43	n.v.	ZH	Aeugst am Albis	540	83	164	28	82
45	96	NW	Hergiswil	61	632	111	78	26
46	17	SZ	Lachen	313	278	89	226	16
47	78	GE	Carouge	47	271	134	202	271
48	22	ZH	Volketswil	364	179	124	193	66
49	n.v.	ZH	Knonau	195	28	349	180	175
50	36	ZH	Wangen-Brüttisellen	107	443	148	154	82

n.v. = nicht vorhanden. Diese Gemeinde hatte 2013 weniger als 2000 Einwohner und wurde deshalb nicht bewertet. Rang: 1 ist der beste, Rang 908 der schlechteste. Untersucht wurden 908 Gemeinden.

Rang 2014	Rang 2013	Kanton	Gemeinde	Rang Arbeitsmarkt	Rang Dynamik	Rang Reichtum	Rang Sozialstruktur	Rang Steuerbelastung
51	55	ZH	Zollikon	76	802	9	12	45
52	69	ZH	Andelfingen	362	87	157	199	148
52	75	SZ	Einsiedeln	44	261	186	434	28
54	58	SZ	Tuggen	178	218	83	451	24
55	98	ZH	Mettmenstetten	372	151	228	110	98
56	142	ZH	Bülach	238	116	151	315	142
57	32	AG	Baden	41	327	240	60	298
58	37	LU	Oberkirch	161	62	252	329	172
59	44	ZH	Zürich	208	471	36	83	179
60	45	ZH	Küsnacht	135	765	31	13	36
61	4	ZH	Stallikon	509	233	178	30	52
62	130	ZH	Uitikon	125	829	17	1	36
62	56	AG	Meisterschwanden	333	79	285	173	138
64	112	ZH	Dietlikon	128	524	103	175	82
65	69	ZH	Richterswil	526	171	76	135	110
66	52	NW	Ennetbürgen	131	257	347	254	39
67	49	AR	Teufen	26	454	210	101	241
68	88	ZH	Ottenbach	292	173	306	128	134
68	50	ZH	Wädenswil	270	406	86	167	104
70	38	GE	Le Grand-Saconnex	118	264	43	272	337
71	164	ZH	Dällikon	34	314	278	305	106
72	135	ZH	Pfäffikon	190	230	219	286	115
73	95	OW	Engelberg	8	465	173	287	129
74	126	ZH	Eglisau	260	9	437	202	156
75	183	ZH	Freienstein-Teufen	58	522	191	218	82
76	123	GE	Chêne-Bougeries	308	460	49	25	236
77	96	VD	Le Mont-sur-Lausanne	54	132	63	76	757
78	23	ZH	Zumikon	352	670	24	8	32
79	132	ZH	Weisslingen	52	651	169	130	90
80	41	SZ	Galgenen	391	44	145	494	22
81	73	AG	Seengen	424	38	265	172	200
82	91	ZH	Bonstetten	315	449	175	63	98
83	65	ZH	Birmensdorf	242	558	114	91	98
84	84	VD	Saint-Sulpice	322	191	11	14	566
85	259	TI	Savosa	43	539	195	192	136
86	26	ZH	Opfikon	236	260	120	413	77
87	124	TG	Bottighofen	12	668	309	58	63
88	275	ZH	Buchs	450	2	344	228	90
89	42	ZH	Erlenbach	515	528	12	15	48
90	77	ZH	Bubikon	299	274	223	193	130
91	173	ZH	Affoltern am Albis	123	217	181	374	227
92	252	ZH	Stadel	293	198	280	205	148
94	60	ZH	Männedorf	318	604	84	74	60
94	107	OW	Sarnen	2	561	147	335	96
95	99	GE	Perly-Certoux	267	401	32	120	321
96	57	ZH	Stäfa	150	832	45	71	49
97	115	ZH	Russikon	175	538	130	150	156
98	83	ZH	Seuzach	320	511	133	139	54
99	163	AG	Bergdietikon	382	397	116	48	217
100	126	BL	Bottmingen	273	428	153	27	281

Rangliste

Die Methode

Wie die Gemeinden bewertet wurden.

Alle Schweizer Gemeinden mit mehr als 2000 Einwohnern, 908 an der Zahl, wurden im Auftrag der *Weltwoche* von dem Zürcher Immobilienspezialisten IAZI untersucht. Der Rang jeder Gemeinde wurde anhand von zwanzig Kennzahlen aus öffentlichen Statistiken ermittelt. Das Rating kombiniert ein Niveau-Ranking, das anhand aktueller Werte die Attraktivität der Gemeinden misst, also etwa die Höhe der Arbeitslosigkeit. Der zweite Teil der Untersuchung umfasst ein Dynamik-Ranking, das die Entwicklung der Kennzahlen während eines längeren Zeitraums beurteilt, unter anderem die Veränderung der Arbeitslosigkeit. So können auch Gemeinden mit schlechtem Rang punkten, wenn sie ihre Situation verbessern. Die zwanzig Kennzahlen wurden in fünf Gruppen zusammengefasst:

Arbeitsmarkt — Dazu zählen die Arbeitslosenquote 2013 und die Veränderung der Arbeitslosenquote von 2008 bis 2013. Erfasst wurden weiter der Anteil der Beschäftigten im Dienstleistungssektor, die Zahl der Firmenneugründungen pro tausend Einwohner 2013 sowie der Zentralitätswert, der ausdrückt, wie nahe eine Gemeinde an einem Zentrum liegt oder wie weit sie selber ein solches darstellt.

Dynamik — Hier wird sowohl die (kurzfristige) prozentuale Veränderung der Wohnbevölkerung von 2011 bis 2012 erfasst wie auch die (langfristige) Bevölkerungsveränderung über die letzten fünf Jahre. Eine weitere Kennzahl ist der Anteil Rentner an der Bevölkerung. Zudem fließen der Anteil der neuerstellten Wohneinheiten 2011 und der Anteil der neuerstellten Wohneinheiten von 2008 bis 2012 ein.

Reichtum — Dazu gehören der Steuerertrag der Gemeinde pro Einwohner, die gegenwärtigen Preise für Einfamilienhäuser und Eigentumswohnungen sowie die prozentualen Veränderungen dieser Preise von 2011 bis 2014.

Steuerbelastung — Die durchschnittliche Steuerbelastung in Prozent im Jahr 2012.

Sozialstruktur — Nebst dem Anteil der Bevölkerung, der eine höhere Berufsbildung, eine Fachhochschule oder eine Universität abgeschlossen hat (Bildungsquote), der Anteil der Bevölkerung, der in einer führenden oder selbständigen Position tätig ist (Sozialstrukturquote), sowie das steuerbare Einkommen pro Einwohner.

QUELLE: IAZI



Vom 13. auf den 5. Platz: Schenkon LU.

» Fortsetzung von Seite 24

mächtige Bauten gen Himmel, topografische Strukturen und Eigenheiten wurden überbaut. «In den letzten Jahren», so Wipfli, «wurde in Schindellegi sehr viel gebaut, und nicht immer sinnvoll.» Nun sei es zu einem Umdenken in der Bevölkerung gekommen. Gewisse Gebiete wolle man wieder renaturieren, die Freiflächen sollen erhalten bleiben. Man arbeite an einem neuen Zonenplan.

Aufsteiger und Geheimtipps

Viele Gemeinden, darunter auch weniger bekannte, konnten sich gegenüber dem letzten Jahr verbessern. Die Luzerner Gemeinde Schenkon verbesserte sich vom 13. auf den fünften Platz. Zwar erzielte die kleine Gemeinde am Sempachersee in keiner der fünf Hauptkategorien Spitzenränge, schaffte es jedoch überall ins vordere Mittelfeld – das ist es, was zählt.

In den Top Ten nicht vertreten sind die reichen Zürcher Goldküstengemeinden. Zu stark ist dort das Preis-Leistungs-Verhältnis für den Wohnraum aus den Fugen geraten. Im Kanton Zürich schaffte es das weniger bekannte Winkel, sich von Platz 81 auf Platz acht zu verbessern. Die Gemeinde wurde zum Geheimtipp für Doppelverdiener, die in den letzten Jahren dank dem ländlichen Charakter, der Nähe zu Zürich und erschwinglichen Immobilienpreisen zahlreich in die Ortschaft im Zürcher Unterland zogen. Allein im letzten Jahr stieg die Einwohnerzahl um 4,6 Prozent. Die meisten Zuzüger pendeln. Denn Arbeitsplätze vor Ort gibt es so gut wie keine. So droht Winkel irgendwann eine Schlafgemeinde zu werden. Um attraktiv zu bleiben, bemüht man sich, die Kontakte innerhalb der Bevölkerung zu för-

DIE FÜNF ATTRAKTIVSTEN GEMEINDEN PRO KANTON

Kanton	Rang	Gesamtrang Schweiz	Gemeinde	Rang Arbeitsmarkt ¹	Rang Dynamik ¹	Rang Reichtum ¹	Rang Sozialstruktur ¹	Rang Steuerbelastung ¹
AG	1	28	Oberwil-Lieli	46	406	172	46	109
	2	57	Baden	41	327	240	60	298
	3	62	Meisterschwanden	333	79	285	173	138
	4	81	Seengen	424	38	265	172	200
	5	99	Bergdietikon	382	397	116	48	217
AI ²	1	270	Rüte	615	135	407	402	186
	2	295	Appenzell	144	822	291	416	133
	3	570	Schwende	705	634	460	514	285
AR	1	67	Teufen	26	454	210	101	241
	2	298	Speicher	302	438	441	186	450
	3	488	Heiden	17	874	458	519	475
	4	580	Herisau	24	729	757	591	521
	5	605	Gais	539	770	494	405	475
BE	1	165	Bremgarten bei Bern	133	318	246	56	675
	2	246	Muri bei Bern	115	784	203	42	517
	3	261	Bern	32	607	187	161	727
	4	286	Belp	285	152	359	356	637
	5	327	Kirchlindach	77	786	336	69	621
BL	1	100	Bottmingen	273	428	153	27	281
	2	140	Biel-Benken	92	475	311	44	390
	3	157	Binningen	114	810	70	59	320
	4	172	Arlenheim	266	565	226	68	323
	5	202	Oberwil	367	541	201	72	358
BS ³	1	378	Riehen	352	868	168	137	553
	2	431	Basel	239	861	126	234	752
FR	1	141	Granges-Paccot	86	1	370	388	474
	2	242	Givisiez	89	662	263	204	437
	3	252	Villars-sur-Glâne	573	161	258	251	437
	4	276	Tafers	227	148	392	367	630
	5	282	Châtel-Saint-Denis	138	89	299	571	687
GE	1	13	Satigny	163	25	78	87	271
	2	42	Plan-les-Ouates	81	453	14	88	260
	3	47	Carouge	47	271	134	202	271
	4	70	Le Grand-Saconnex	118	264	43	272	337
	5	76	Chêne-Bougeries	308	460	49	25	236
GL ⁴	1	608	Glarus Nord	687	352	644	668	336
	2	699	Glarus	680	801	484	610	346
	3	848	Glarus Süd	836	884	735	781	361
GR	1	26	Malans	138	150	95	170	215
	2	133	Bonaduz	258	66	323	410	215
	3	135	Maienfeld	47	777	149	152	164
	4	144	Pontresina	724	110	142	158	191
	5	149	Chur	11	529	219	360	231
JU	1	721	Delsberg	167	614	718	612	885
	2	794	Pruntrut	488	853	555	551	888
	3	812	Courroux	468	367	878	814	891
	4	830	Saignelégier	459	611	817	737	886
	5	839	Courtételle	904	162	811	799	881
LU	1	5	Schenkön	68	48	108	139	73
	2	24	Meggen	51	497	112	41	34
	3	30	Hildisrieden	23	99	233	214	258
	4	58	Oberkirch	161	62	252	329	172
	5	103	Luzern	19	410	136	370	232
NE	1	574	Corcelles-Cormondrèche	378	781	380	166	905
	2	575	Saint-Blaise	887	531	164	136	894
	3	611	Neuenburg	493	794	206	304	896
	4	706	Hauterive	907	467	476	210	900
	5	722	Milvignes	854	802	202	247	897
NW	1	45	Hergiswil	61	632	111	78	26
	2	66	Ennetbürgen	131	257	347	254	39
	3	102	Stansstad	6	893	117	107	42

¹ Rang 1 ist der beste, Rang 908 der schlechteste. Untersucht wurden 908 Gemeinden.
² Da es im Kanton A nur drei Gemeinden mit über 2000 Einwohnern gibt, sind nur drei Gemeinden statt fünf ausgewiesen.

Kanton	Rang	Gesamtrang Schweiz	Gemeinde	Rang Arbeitsmarkt ¹	Rang Dynamik ¹	Rang Reichtum ¹	Rang Sozialstruktur ¹	Rang Steuerbelastung ¹
NW	4	170	Stans	1	699	386	284	74
	5	211	Beckenried	211	572	428	258	89
OW	1	73	Engelberg	8	465	173	287	129
	2	94	Sarnen	2	561	147	335	96
	3	111	Alpnach	5	67	448	543	139
	4	174	Sachseln	205	304	322	462	159
	5	229	Kerns	101	154	471	689	187
SG	1	25	Mörschwil	185	202	119	60	190
	2	116	Zuzwil	127	190	363	264	269
	3	219	Berneck	407	166	377	392	239
	4	222	Rapperswil-Jona	344	746	89	206	199
	5	237	Diepoldsau	116	239	405	617	253
SH	1	434	Beringen	570	172	648	344	484
	2	460	Schaffhausen	41	734	559	438	511
	3	464	Neunkirch	524	215	634	418	493
	4	560	Stein am Rhein	535	678	589	296	462
	5	667	Thayngen	398	579	705	780	369
SO	1	301	Lohn-Ammannsegg	110	475	546	132	563
	2	372	Solothurn	33	593	427	178	825
	3	381	Oltten	16	740	385	380	561
	4	410	Dornach	578	499	417	129	530
	5	420	Hofstetten-Flüh	805	295	197	85	800
SZ	1	2	Feusisberg	176	69	15	99	6
	2	14	Wollerau	123	444	20	35	4
	3	18	Küssnacht	54	379	28	207	17
	4	22	Altendorf	404	29	101	171	13
	5	29	Schwyz	21	223	123	432	18
TG	1	87	Bottighofen	12	668	309	58	63
	2	146	Gachnang	226	112	432	337	227
	3	159	Eschlikon	146	45	413	443	354
	4	169	Altnau	63	436	315	220	407
	5	178	Frauenfeld	66	302	455	369	270
TI	1	20	Comano	15	325	121	97	154
	2	85	Savosa	43	539	195	192	136
	3	115	Paradiso	177	635	91	253	56
	4	134	Bioggio	7	364	269	568	71
	5	135	Collina d'Oro	209	692	239	56	93
UR	1	268	Altdorf	112	585	341	553	146
	2	514	Flüelen	738	712	320	515	153
	3	621	Schattdorf	562	491	811	756	97
	4	760	Bürglen	639	773	881	748	144
	5	788	Erstfeld	591	860	649	903	294
VD	1	77	Le Mont-sur-Lausanne	54	132	63	76	757
	2	84	Saint-Sulpice	322	191	11	14	566
	3	124	Lutry	20	613	18	20	572
	4	130	Epalinges	232	212	40	84	696
	5	173	Coppet	314	546	29	19	543
VS	1	213	Martigny	79	84	272	641	486
	2	310	Sitten	278	306	254	525	484
	3	341	Brig-Glis	110	237	586	544	451
	4	361	Visp	154	241	574	544	492
	5	407	Vétroz	661	6	325	632	525
ZG	1	1	Zug	9	162	1	49	2
	2	3	Steinhausen	3	183	53	133	5
	3	4	Risch	45	93	87	182	8
	4	6	Oberägeri	27	315	25	72	9
	5	7	Neuheim	4	266	69	115	12
ZH	1	8	Winkel	203	96	96	38	39
	2	10	Otelfingen	31	15	272	155	82
	3	11	Neerach	40	413	73	31	42
	4	15	Fehraltorf	75	76	242	143	121
	5	17	Herrliberg	83	490	48	2	39



Arnold Meyer, Gemeindepäsident von Winkel.

dern, sagt Gemeindepäsident Arnold Meyer. Dazu gehört «Winkel 60 plus,» ein umfangreiches Freizeitprogramm mit Informatik- und Fremdsprachenkursen, Mittags- und Diskutiertischen, begleiteten Spaziergängen und Konzertreisen, speziell für Pensionäre.

Weil «Winkel 60 plus» gemäss Arnold Meyer so gut angenommen wird, plane man bereits das nächste Projekt. Diesmal für Familien und die Jugend. Eine durchgängige Kinderbetreuung soll es in Zukunft geben, vom Kleinkind bis zum Jugendlichen.

Die reichen Zürcher Goldküsten-Gemeinden fehlen in den Top Ten.

Immer mehr Gemeinden wurden in den vergangenen Jahren zu Schlafgemeinden. Arbeitsplätze gingen verloren oder wurden in Grossstädte verlagert. Die Dorfbewohner müssen pendeln, kennen sich kaum mehr. Ein intaktes Dorfleben mit Vereinen, Veranstaltungen und Menschen, die sich auf der Strasse grüssen, droht zum Auslaufmodell zu werden.

Nummer eins in Graubünden

Malans gibt Gegensteuer. Das Dörfchen – idyllisch umgeben von Weinreben, sonnig und mit wenig Durchgangsverkehr – hat es geschafft, in Graubünden die Nummer eins zu werden (in der Gesamtrangliste stieg Malans vom 139. auf den 26. Rang auf). «Ich bin stolz darauf, dass Malans keine Schlafgemeinde ist», sagt Gemeindepäsidentin Susanne Krättli-Lori. Hier kenne man sich noch. Vereine gebe es viele. Bei der Weinlese helfen die Einheimischen den Weinbauern. Und

QUELLE: IAZI

³ Da es im Halbkanton BS nur zwei Gemeinden gibt, sind nur zwei Gemeinden statt fünf ausgewiesen.
⁴ Da es im Kanton GL nur drei Gemeinden gibt mit über 2000 Einwohner sind nur drei Gemeinden statt fünf ausgewiesen.

DIE AUFSTEIGER

Die Gemeinden mit dem grössten Sprung nach vorne in 4 Jahren

Gemeinde	Kt.	Rang 2011	Rang 2014
Diepoldsau	SG	568	237
Hitzkirch	LU	716	393
Ettiswil	LU	703	444
Rothenthurm	SZ	443	187
Oberuzwil	SG	663	435
Lucens	VD	844	645
Steinach	SG	755	555
Gams	SG	733	543
Martigny	VS	414	213
Heiden	AR	677	488

STEUERPARADIESE FÜR SINGLES

Die Gemeinde mit den tiefsten Steuern für Singles, in Prozent, je Kanton

Kt.	Gemeinde	Durchschnittliche Steuerbelastung
SZ	Wollerau	5,15
ZG	Baar	7,47
NW	Hergiswil	9,27
LU	Meggen	9,74
ZH	Rüschlikon	10,04
OW	Sarnen	10,21
UR	Schattdorf	10,42
GR	St. Moritz	11,34
TG	Bottighofen	11,43
AI	Appenzell	11,48

STEUERPARADIESE FÜR EHEPAARE

Die Gemeinde mit den tiefsten Steuern für Verheiratete mit 2 Kindern, in Prozent, je Kanton

Kt.	Gemeinde	Durchschnittliche Steuerbelastung
ZG	Baar	2,52
SZ	Wollerau	3,15
NW	Hergiswil	5,43
LU	Meggen	5,82
ZH	Rüschlikon	5,82
TI	Paradiso	5,88
GR	St. Moritz	6,04
GE	Genthod	6,17
TG	Bottighofen	6,41
AG	Döttingen	6,94

ABWÄRTS-TREND

Acht von zehn Städten fielen zurück

Stadt	2014	2013
Zürich	59	44
Luzern	103	209
Winterthur	175	108
Genf	258	100
Bern	261	317
Lugano	313	277
Lausanne	325	274
Basel	431	375
St. Gallen	457	355
Biel	755	725

WO DER REICHTUM WOHNTE

Höchstes steuerbares Einkommen pro Kopf, je Kt.

Gemeinde	Kt.	CHF
Wollerau	SZ	143 400
Cologny	GE	112 400
Walchwil	ZG	101 500
Zumikon	ZH	95 000
Hergiswil	NW	80 500

Tiefstes steuerbares Einkommen pro Kopf, je Kt.

Gemeinde	Kt.	CHF
Mosnang	SG	20 800
Silenen	UR	20 400
Escholzmatt-Marbach	LU	18 900
Eggiwil	BE	18 100
Leysin	VD	16 100

zweimal im Monat sehe man sich beim «Frittgstreff». Dieser werde jeweils von einem anderen Verein auf dem Schulhausplatz initiiert. Dort lerne man neue Leute kennen. «Zwischen 100 und 200 Personen kommen regelmässig», so Krättli-Lori. Und das bereits seit etlichen Jahren – allen Zweiflern, die argwöhnten, dass das Interesse der Bevölkerung nach ein paar Jahren nachlassen würde, zum Trotz.

Andere Annehmlichkeiten findet man in Oberwil-Lieli. Das erstplatzierte Dorf des Kantons Aargau (schweizweit Rang 28) konnte dieses Jahr Konkurrenten wie Baden und Meister-

«Wir halten nicht viel von verdichtetem Bauen. Wir lassen lieber grosszügig bauen.»

schwanden auf Platz zwei und drei verweisen. Schon lange wird Oberwil-Lieli unter Stadtfüchtigen als Geheimtipp gehandelt. «Mittlerweile stapeln sich bei mir die Anfragen nach Bauland», sagt Gemeindeammann Andreas Glarner. Die Nachfrage übersteige bei weitem das Angebot.

Prächtig gelegen, am Rande des Mutschelens, mit Fernsicht auf die Alpen, lockt die kleine Gemeinde mit tiefen Steuern und einer Verwaltung, bei der der Kunde noch König ist. Die Baubehörde sei in erster Linie kundenfreundlich und keine Bauverhinderungsbehörde wie in vielen anderen Gemeinden. «Wir halten nicht viel von verdichtetem Bauen. Wir lassen unsere Bürger lieber grosszügig bauen», so Glarner. Auch für junge Familien will man Platz schaffen. Der Gemeinderat hat beschlossen, einer Genossenschaft Bauland zur Verfügung zu stellen, damit diese preisgünstige Wohnungen erstellen kann.

Auch Bremgarten im Kanton Bern lockt seit geraumer Zeit Zuwanderer an. Die Preise für



Das Zug des Kantons Bern: Bremgarten, BE.

STEUERPARADIESE FÜR RENTNER

Die Gemeinde mit den tiefsten Steuern für Rentner, in Prozent, je Kanton

Kt.	Gemeinde	Durchschnittliche Steuerbelastung
SZ	Wollerau	4,91
ZG	Baar	5,52
NW	Hergiswil	9,23
ZH	Rüschlikon	9,33
LU	Meggen	9,72
TI	Paradiso	10,07
GR	St. Moritz	10,22
TG	Bottighofen	10,57
OW	Sarnen	10,67
AG	Döttingen	10,75

TEURES PFLASTER

Die höchsten Immobilienpreise, in Fr., je Kanton

Kt.	Gemeinde	Preis Einfamilienhaus	Preis Eigentumswohnung
GE	Cologny	3,5 – 3,6 Mio.	2 – 2,1 Mio.
ZH	Zollikon	2,9 – 3 Mio.	1,7 – 1,8 Mio.
SZ	Wollerau	2,3 – 2,4 Mio.	1,4 – 1,5 Mio.
ZG	Walchwil	2,3 – 2,4 Mio.	1,4 – 1,5 Mio.
VD	Coppet	2,3 Mio.	1,4 Mio.
GR	St. Moritz	2,2 – 2,3 Mio.	1,4 Mio.
BL	Binningen	1,8 – 1,9 Mio.	1,1 – 1,2 Mio.
LU	Meggen	1,7 – 1,8 Mio.	1,1 Mio.
TI	Ascona	1,8 – 1,9 Mio.	1,1 – 1,2 Mio.
BS	Basel	1,6 – 1,7 Mio.	1,1 Mio.

BILLIGES WOHNEN

Die tiefsten Immobilienpreise, in Fr., je Kanton

Kt.	Gemeinde	Preis Einfamilienhaus	Preis Eigentumswohnung
FR	Vuisternens-devant-R.	0,78 – 0,80 Mio.	0,56 – 0,57 Mio.
SG	Oberriet	0,78 – 0,79 Mio.	0,54 – 0,56 Mio.
LU	Schüpfheim	0,76 – 0,77 Mio.	0,52 – 0,54 Mio.
TG	Erlen	0,74 – 0,75 Mio.	0,51 – 0,53 Mio.
VS	Leuk	0,73 – 0,74 Mio.	0,51 – 0,52 Mio.
NE	Le Locle	0,72 – 0,73 Mio.	0,51 – 0,52 Mio.
TI	Faido	0,71 – 0,72 Mio.	0,54 – 0,55 Mio.
AR	Walzenhausen	0,67 – 0,69 Mio.	0,47 – 0,48 Mio.
BE	Reconvilier	0,66 – 0,67 Mio.	0,47 – 0,48 Mio.
JU	Courgenay	0,60 – 0,62 Mio.	0,44 – 0,45 Mio.

Einfamilienhäuser liegen mit 1,3 Millionen Franken um 300 000 Franken unter jenen von Muri, das sich gesamtschweizerisch mit Rang 246 zufriedengeben musste. «Viele Kadermitarbeiter aus der Wirtschaft und der Verwaltung sind in den letzten Jahren hierhergezogen», sagt der Gemeindepräsident Dominique Folletête. «Sie arbeiten in Bern und nutzen die guten öffentlichen Verkehrsverbindungen

nach Bremgarten.» Bremgarten bietet einen schönen Naherholungsraum direkt an der Aare sowie ausgezeichnete Schulen.

Die Gemeinde weist eine der höchsten Maturitätsübertrittsquoten des Kantons aus. Bis zu fünfzig Prozent der Schüler wechseln vor der neunten Klasse ins Gymnasium. Ein Wermutstropfen bleibt: «In den letzten Jahren wurde viel gebaut», so Folletête. Diese Ent-

wicklung sei nun gestoppt. Zudem hätten die Steuern erhöht werden müssen. Doch Dominique Folletête ist sicher: «Bremgarten bleibt das Zug des Kantons Bern.»

Die Rangliste mit allen Gemeinden finden Sie unter www.weltwoche.ch/gemeinderating



Publireportage

E-Government: Dienst am Kunden

PostFinance unterstützt öffentliche Verwaltungen bei der Einführung und Abwicklung des elektronischen Zahlungsverkehrs. So auch die Gemeinde Bevaix, die den Service public gross schreibt.

«Wir möchten unseren Bürgern die Zusammenarbeit mit uns so einfach wie möglich machen», erklärt Nicolas Pfund, Gemeindeverwalter von Bevaix. Er sieht das E-Government – bei dem wichtige Geschäfte mit den Behörden elektronisch abgewickelt werden – denn auch nicht nur als eine Vorgabe des Bundes, sondern auch als ein Bedürfnis, dem die Gemeinde nur zu gerne entspricht.

Problemlose Einführung

Seit 2010 können die Bewohner der malerischen Gemeinde am Neuenburgersee ihre Rechnungen elektronisch bezahlen. Die Einführung sei dank der Unterstützung von PostFinance problemlos

verlaufen. «Wir haben den rund 1800 Haushalten ein Informationsschreiben geschickt», sagt Pfund. Mittlerweile erhalten rund 8 Prozent der Haushalte ihre Rechnung online. Die anderen werden bei jedem Rechnungsversand auf die papierlose Alternative aufmerksam gemacht. Die Information sei wichtig: «Viele verwechseln die elektronische Rechnung mit dem Lastschriftverfahren Direct Debit.»

Ein Wechsel, der sich lohnt

Dass Einwohner, die sich für die E-Rechnung entschieden haben, pünktlicher bezahlen und kaum gemahnt werden müssen, ist für den stellvertretenden Gemeindeverwalter Claude Limat ein erfreulicher Nebeneffekt. Den Grund dafür sieht er in der Einfachheit: «Die Rechnung erscheint mit allen Rechnungsdaten direkt im E-Finance- oder E-Banking-System. Der Empfänger kann sie so mit wenigen Klicks terminieren und die Zahlung auslösen.» Die beiden Gemeindevertreter sind von den



PostFinance-Berater Gérald Schmitt (l.) im Gespräch mit Nicolas Pfund und seinem Stellvertreter Claude Limat.

Vorteilen überzeugt: «Die E-Rechnung ist ökologisch, senkt Kosten, spart Zeit und zeigt zudem, dass wir mit der Zeit gehen.»

PostFinance AG
Beratung und Verkauf
Geschäftskunden
Telefon +41 848 848 848
www.postfinance.ch/e-rechnung



Am Allerwertesten der Schweiz

Unberührte Natur, ein reges Vereinsleben, gewachsene Strukturen: Auch die schlechteste Gemeinde des *Weltwoche*-Ratings, Mümliswil-Ramiswil, hat Vorzüge. Wann der wirtschaftliche Abstieg eingesetzt hat, weiss niemand so genau. *Eine Reportage von Wolfgang Koydl und Mischa Christen (Fotos)*

So also sieht er aus, der Tiefpunkt, der Abgrund, die schlimmste, schlechteste, beschämendste Gemeinde des Landes. Letzter Rang, Platz 908 von 908 begutachteten Metropolen, Städten und Dörfern: Mümliswil-Ramiswil SO, 2500 Einwohner, 556 Meter über Meer. Der Ort, wo angeblich jeder weg- und niemand hinwill.

Sieht eigentlich gar nicht so schlecht aus, dieser Abgrund: ein sattgrünes Tal, nicht zu eng, um bedrückend zu wirken, doch heimelig genug, um die böse Welt draussen (und konservative Ansichten drinnen) zu halten. Keine Baukräne, keine Zersiedelung, keine hässlichen Betonfassaden. Stattdessen ein gewachsener Dorfkern, gepflegte Fachwerkhäuser mit Geranien, offene, freundliche Menschen.

«Schon wieder die Letzten, was?» Eher stille Resignation als lauter Ärger bricht sich Bahn, als die Leute vom erneuten Tiefschlag im jüngsten Gemeinderating hören. Ihr Dorf scheint einen Stammplatz am Ende der Liste gebucht zu haben. Auch die rote Laterne des Letztplatzierten trug es schon einmal.

Leicht französisches Flair

«Beim letzten Mal habe ich mich noch aufgeregt, doch jetzt tut es mir nur noch leid.» Rita Füeg sitzt bei ihrer Mutter am Küchentisch und sortiert ihre Emotionen. Sie ist stellvertretende Gemeindepräsidentin, in Mümliswil geboren und aufgewachsen. Hier hat sie geheiratet und ihre Kinder grossgezogen. Da schmerzt so ein vernichtendes Urteil gleich auf mehreren Ebenen. «Wer ist schon gern Letzter?», seufzt sie. «Beim letzten Mal habe ich im Kopf eine Liste erstellt mit all den Dingen, die Mümliswil lebenswert machen. Ich bin auf fünfzehn Punkte gekommen, und die gelten auch heute noch.»

Einige dieser Vorzüge springen sofort ins Auge: die Natur, die Ruhe, die Sorgfalt, mit der Bewohner und Verwaltung die Strassen pflegen und in Schuss halten. Mit seinen präzise gestutzten Zierbäumen verströmt der alte Postplatz vor dem blumengeschmückten Gemeindegarten sogar ein leicht französisches Flair. Kein Parkhaus und keine Mega-Migros verschandeln das Dorfbild. Es gibt einen Bäcker, einen Metzger und einen Händler, der sich Dorfladen und nicht possierlich aufgehübscht Dorfläden nennt. Essen geht man im «Ochsen» und im «Kreuz», und für die Freizeitaktivitäten stehen 48 verschiedene Vereine bereit: für Sänger, Schwinger, Schützen und sogar für Steelband-Freunde. Alle zwei Jahre findet sogar ein respektables Kulturfestival in Mümliswil-Ramis-

wil statt. Die Classonata bringt Konzerte und Operetten zur Aufführung.

Doch viele Vorteile entpuppen sich gleichzeitig als Nachteile. Ruhe und Beschaulichkeit bedeuten eben auch Abgeschiedenheit. Die schlechte Verkehrsanbindung an die Aussenwelt – nur ein Postbus und eine kleine Regionalbahn besorgen den Anschluss an die Regionalzentren Balsthal und Oensingen – wird von vielen Einwohnern als eines der grössten Mankos angesehen. Ob höhere Schule oder guter Job – ans Pendeln gewöhnt man sich als Mümliswiler von Kindesbeinen an. Vor allem Jugendliche leiden unter der abgeschiedenen Lage. «Abends ist hier tote Hose», stöhnt ein junger Mann, der seinen Namen nicht preisgeben will. «Und die Trachtengruppe oder die Jodler reizen mich halt nicht so sehr.»

Niemand weiss genau, wann der Abstieg von Mümliswil-Ramiswil eingesetzt hat. Es war wohl eher ein schleichender Prozess, der in den

«Abends ist hier tote Hose. Die Trachtengruppe oder die Jodler reizen mich halt nicht so sehr.»

neunziger Jahren begann, als fast gleichzeitig die beiden grössten Arbeitgeber der Gemeinde schlossen: die traditionelle Kammfabrik, die in ihren Glanzzeiten Fürstnhöfe in ganz Europa belieferte, und ein Presswerk für vorgefertigte Plastikteile. Von diesem Schlag hat sich der Ort nie erholt. Immer mehr Einwohner wanderten ab, Neuzuzüger verliefen sich kaum ins abgelegene Guldental. «Es ist ein Wahnsinn, wenn man sieht, wie Oensingen wächst», so Gemeinderats-Vize Füeg. «Wir müssen hart kämpfen, wenn wir nur das Niveau halten wollen.»

Dabei wäre das Wohnen im Dorf überaus billig. Auf der Website der Gemeinde findet sich beispielsweise ein Fünfeinhalb-Zimmer-Einfamilienhaus für 428 000 Franken. Die Anzeige schmachtet freilich schon seit Mai 2012 unbeantwortet im Netz. Immerhin hat die Gemeinde kürzlich elf Einfamilienhäuser bauen lassen, von denen neun bereits verkauft wurden.

Wenige Arbeitsplätze schlagen sich in geringen Steuereinnahmen nieder. Auf lediglich 24 689 Franken im Jahr wird das steuerbare Einkommen beziffert – mehr als dreimal weniger als der Schweizer Durchschnitt. Da hilft den Mümliswiler Gemeindevätern auch ein überaus stolzer Steuerfuss von 128 Prozent nicht viel; im Gegenteil: Er schreckt alle ab, die sich

vielleicht doch einen Umzug in die heile Welt des Guldentals überlegen.

Einer, der sich nicht schrecken liess und es nach eigenen Worten nicht bereut hat, ist der Unternehmer Peter Jakob. Zusammen mit einem Partner übernahm er vor zehn Jahren das traditionelle Möbelunternehmen Glaeser, das heute Spezialfurniere und Oberflächen für die Möbelindustrie herstellt. Er ist der grösste Arbeitgeber und beschäftigt rund fünfzig Mitarbeiter: «Alles sehr zuverlässige, sehr gute Leute», wie Jakob bekräftigt.

Kein Bauland

«Allerdings stand es bei uns am Anfang ebenfalls auf der Kippe, ob wir in Mümliswil bleiben würden», dämpft er jede euphorische Aufwallung. «Wir wollten uns vergrössern, vor allem wollten wir neu bauen», berichtet er. Doch dann kam die kalte Dusche: kein Bauland. «Zum Glück konnten wir uns mit den Erben der ehemaligen Kammmacherei einigen und Boden von ihnen erwerben», sagt er. Bei der Lösung seines grössten Problems hilft ihm der so gewonnene Baugrund freilich nicht: «Es ist sehr, sehr schwierig, mittlere und höhere Kader zu gewinnen und hierherzulocken.»

Arbeiten in der Steuerhölle Mümliswil? Was jeder sucht, ist Lebensqualität. Aber wie definiert man sie? Erhöht ein tiefer Steuersatz die Freude am Leben? Ivo Balatic hat seine eigene Meinung dazu. Vor dreissig Jahren kam er aus Kroatien nach Mümliswil. Seitdem ist er dem Dorf treu geblieben, es gefällt ihm hier. «Gut, die Steuer ist hoch», gibt er zu bedenken. «Dafür ist die Miete niedrig. Gehe ich in ein anderes Dorf, ist die Steuer niedrig, aber die Miete hoch.» Ohne es auszusprechen, hat er damit die Lage in Zug oder Schwyz beschrieben, deren Gemeinden im Ranking zuverlässig Spitzenplätze belegen. Was bringt mir eine Steuerersparnis, wenn ich sie in meine Wohnung stecken muss?

Kurt Bloch hält sich nicht mit philosophischen Betrachtungen auf, sondern packt eher praktische Probleme an. «Die Frage ist doch letzten Endes nur die, was eine Gemeinde leisten kann», sagt der 55-Jährige. Er ist klein, kompakt und mit jenem hinreichenden Mass an Schlitzohrigkeit ausgestattet, das man braucht, um an der Spitze einer Gemeinde – jeder Gemeinde – zu überleben. Bloch steht Mümliswil seit 16 Jahren vor. Das neuerliche Katastrophen-Ranking steckt er so gelassen weg, wie es geht: «Ja, das hatten wir schon mal.»



Keine Baukräne, keine Zersiedelung, keine Betonfassaden: Mümliswil im Guldental.

Vor allem macht er eine Rechnung auf, die belegen soll, dass Mümliswil eben nicht viel leisten kann, weil es in einem Teufelskreis gefangen ist: Geringe Steuereinnahmen bedeuten wenig Investitionen, höhere Steuersätze schrecken die Ansiedlung von Unternehmen ab. Der einzige Luxus ist das Hallenbad, 1977 erbaut und kürzlich saniert. Die Bürger stimmten für die teure Renovierung. Vermutlich wollten sie sich nicht alles nehmen lassen. Den weitaus grössten Teil des Gemeindebudgets – mehr als 42 Prozent – verschlingen die Sozialausgaben, wobei der Löwenanteil gar nicht für die eigenen Sozialfälle aufgewendet werden muss, sondern vom Kanton im Rahmen des Lastenausgleichs abgewälzt wird. «Dann schlägt unsere aussergewöhnliche Infrastruktur zu Buche», legt Bloch dar. Mehr als drei Kilometer Feld, Wald und Wiesen liegen zwischen den beiden Ortsteilen Mümliswil und Ramiswil. Das erklärt die aussergewöhnliche Grösse des Gemeindeterritoriums: Mit über 35 Quadratkilometern ist es fast so gross wie der

Kanton Basel-Stadt, wie man stolz betont. Was das konkret bedeutet: mehr als 150 Kilometer Strassen und Wege, 50 Kilometer Bach, 44 Kilometer Wasserleitung, sieben Reservoirs.

Intakte Naturlandschaften

Problematisch sei zudem der Mangel an Bauland in der stark landwirtschaftlich geprägten Gemeinde. Was Bloch nicht erwähnt: Nicht alles müsste umgezont werden. Im Gewerbegebiet am Ortseingang stehen schmerzlich viele leerstehende Gebäude zur Vermietung frei. Und wie wäre es mit Touristen? So viele intakte Naturlandschaften wie das Guldental, die noch dazu so nahe an Einzugsgebieten wie Basel, Olten oder Solothurn liegen, gibt es sonst nicht. Mit der Umwandlung eines Teils der früheren Kammfabrik in ein Kammuseum wurde ein erster Schritt getan – wobei freilich gesagt werden muss, dass beim Thema Kämmen sowohl die Zahl der Interessenten als auch der Exponate klein ist. Wie wäre es mit Spas,



«Hatten wir schon»: Gemeindeammann Bloch.



Essen geht man im «Ochsen»: Dorfstrukturen.

Golfhotels oder Langlaufloipen? Bloch winkt ab: «Wissen Sie, wie schwer es ist, nur die Genehmigung für einen neuen Wanderweg zu bekommen?»

Vermutlich wird der stete Aderlass anhalten, der Mümliswil peu à peu ausblutet. Die Tochter von Doris Rudolf von Rohr ist wohl die nächste Bewohnerin, die ihrer Heimatgemeinde, wenn auch unfreiwillig, den Rücken kehrt. «Meine Tochter liebt Mümliswil, sie wollte nie fort von hier», meint Mutter Doris beschwörend, derweil sie im Dorfladen ein Stück vom lokal hergestellten Hosenlupf-Käse abschneidet. «Aber sie ist mit einem Mann zusammen, einem Geologen aus Zürich. Mit seiner Qualifikation findet er hier keine Arbeit, und nach Zürich pendeln ...» Zur Antwort schüttelt sie den Kopf. «Jetzt leben beide in Olten, er fährt nach Zürich, meine Tochter arbeitet in Solothurn. Ob sie je wiederkommt?» Eine Antwort auf ihre Frage gibt Doris Rudolf von Rohr nicht. Wahrscheinlich ist das Antwort genug. ○

Der Verhüter

Von links bis rechts werden die Mitglieder der Vereinigung Ecopop als Rassisten beschimpft, weil sie das Bevölkerungswachstum reduzieren wollen. Wer sind die Initianten wirklich? Ortstermin bei Andreas Thommen, Chefdenker der Umweltschützer. Von Christian Mundt und Claudia Link (Bild)

«Ökofaschisten», «braune Grüne», «Birkenstock-Rassisten» – die Mitglieder von Ecopop, der «Vereinigung Umwelt und Bevölkerung», werden wenig schmeichelhaft beschrieben. Ihre Forderung, über die das Schweizer Volk am 30. November abstimmen wird, wurde im Parlament von links bis rechts abgelehnt – im Ständerat stimmte einzig der Parteilose Thomas Minder (SH) für die Initiative, im Nationalrat waren es die Mitglieder der Auns (Aktion für eine unabhängige und neutrale Schweiz) und der SVP, etwa Lukas Reimann (SG) und Pirmin Schwander (SZ) sowie Yvette Estermann (LU).

Mit der Ecopop-Initiative soll einerseits das Bevölkerungswachstum durch Zuwanderung in der Schweiz auf 0,2 Prozent jährlich beschränkt werden. Andererseits will Ecopop mindestens zehn Prozent der Schweizer Entwicklungshilfe – total mehr als zwei Milliarden Franken – in «Massnahmen zur Förderung der freiwilligen Familienplanung» stecken. Bei der derzeitigen Wohnbevölkerung von gut acht Millionen dürften damit netto rund 16 000 Personen zuwandern. Da jährlich etwa 70 000 Personen die Schweiz verlassen, könnten also gegen 86 000 Menschen in die Schweiz kommen.

Hühner im Garten

Wir treffen Andreas Thommen, einen der Köpfe der Initiative, in Effingen im aargauischen Fricktal, ziemlich genau in der Mitte zwischen Zürich und Basel gelegen. Als Sekretär des Vereins Ecopop ist er prominentes Gesicht der Bewegung. Von Beruf Ingenieur-Agronom ETH, war er lange beim Forschungsinstitut für biologischen Landbau (FiBL) in Frick tätig. Thommen ist 48 Jahre alt und heute Hausmann und Vater von drei Kindern, Mitglied der Grünen Partei und im Nebenamt Gemeindepräsident von Effingen.

Thommen wohnt in einem alten Haus, das einmal die Dorfschule war. Auf seinem Grundstück scheint sich die Natur ungehindert ausbreiten zu können. Pflanzen wuchern überall, rund um das Haus stehen Bäume oder Büsche, die Blumen in den Blumenkästen vor den Fenstern hängen weit über die Fassade hinab. Weiter hinten im Garten tummeln sich Hühner, stehen Apfelbäume und ein kleines Gewächshaus mit Tomaten.

Ein entspannter Thommen öffnet die Tür. Er bestätigt das Klischee und trägt Hausschuhe, wenn auch keine von Birkenstock. Wir gehen auf die Veranda. Der Ausblick reicht lediglich

ein paar Meter weit, die Sträucher und Bäume des Gartens verhindern die Sicht auf nachbarliche Grundstücke oder die Strasse. Thommen reicht Kaffee aus der Espressokanne.

Seit drei Jahren ist er Geschäftsführer von Ecopop. Offiziell zu 30 Prozent angestellt, leiste er derzeit deutlich mehr – entsprechend komme der Haushalt und vor allem der Garten zu kurz. Die Ökobewegung Ecopop wurde 1970 in Anlehnung an das Gedankengut des Club of Rome über die Grenzen des Wachstums – Wie viele Menschen verträgt die Welt? – gegründet. Thommen ist überzeugt, dass das derzeitige

«Wir wollen niemandem das Kinderkriegen verbieten.»

Bevölkerungswachstum – sowohl in der Schweiz wie auch auf der ganzen Welt – nicht nachhaltig ist. «Die Verteilungskämpfe um die Ressourcen sind bereits im Gang», sagt er. Dabei gehe es nicht nur um Erdöl oder seltene Erden. «Länder mit grosser Bevölkerung haben gemerkt, dass sie sich Ressourcen – dazu gehört auch fruchtbares Land oder Wasser – sichern müssen. Arabische Staaten oder China kaufen Ländereien in Afrika, um Landwirtschaft zu betreiben. Das Fachwort heisst *land grabbing*.

Ecopop geht das Thema Umweltschutz aus einer anderen Richtung an als die klassischen grünen Parteien. «Die Grünen sagen, man muss das Thema der Ressourcenknappheit anders lösen: mit Sparen, mit Effizienz, letztlich mit Verzicht. Aber das interessiert 90 Prozent der Leute nicht! Mir ist das zu einseitig», sagt Thommen, der sich als Realist bezeichnet und beispielsweise auch ein Auto besitzt. Sein Weg, der Weg von Ecopop, ist ein anderer. Die Um-

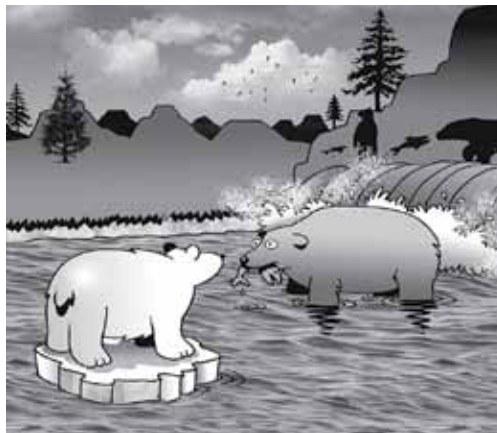
weltbelastung wird von drei Faktoren beeinflusst: der eingesetzten Technik (z. B. Atom- oder Wasserenergie), dem Verbrauch pro Kopf und der Anzahl Menschen. Natürlich hätte auch die Schweiz noch viel Potenzial beim Pro-Kopf-Verbrauch, so der Hausherr, der im Winter mit Holz heizt und eine Solaranlage auf seinem Dach montiert hat. «Aber die Anzahl Köpfe ist halt auch ein Faktor!» Sein Unverständnis darüber, wieso er deswegen als Rassist bezeichnet wird, ist spürbar. Denn: «Das macht niemandem weh.» Wer nicht auf der Welt ist, dem kann nichts weggenommen werden. Thommen ist sich bewusst, wie heikel das Thema ist.

Pech gehabt

Um Missverständnissen vorzubeugen, formuliert er exakt, relativiert. «Wir wollen niemandem das Kinderkriegen verbieten.» Darum gehe es gar nicht. Regimes wie das in China, wo eine Ein-Kind-Politik staatlich verordnet wurde, lehnt Ecopop ab. Aber Situationen, wie sie vor allem in Entwicklungsländern vorkommen, wo Frauen fünf, sechs, ja bis zu acht Kinder bekommen, obwohl sie schon Mühe damit haben, zwei zu ernähren, möchte er vermeiden. Jeder Mensch auf der Welt solle ein anständiges und würdiges Leben führen können. «Wer aber in einer Mangelsituation in einem Entwicklungsland auf die Welt kommt, der hat es schwer. Vor allem, wer in eine sehr kinderreiche Familie geboren wird, hat schlechte Chancen, der Armutsspirale zu entkommen. Der hat dann von Anfang an Pech gehabt? Ist das human?», fragt er.

Ecopop fordert, dass die Frauen in Entwicklungsländern Zugang zu sämtlichen Verhütungsmöglichkeiten haben. Damit sie selber entscheiden können, wie viele Kinder sie in welchem Abstand haben. Darum sei die Debatte, die hierzulande über die Initiative geführt werde, scheinheilig. Bei uns ist es selbstverständlich, dass man sich unterbinden oder eine Spirale reinmachen lasse, die Pille nehme. «Wir setzen dieses Menschenrecht um.» Warum soll man den anderen dieses Menschenrecht vorenthalten?

Die Entwicklungshilfe habe die Menschen in den Entwicklungsländern gelehrt, Baby-nahrung abzukochen und gewisse Hygienestandards einzuhalten. Als Folge davon sei die Mütter- und Säuglingssterblichkeit massiv zurückgegangen. Da die Leute aber trotzdem noch gleich viele Kinder hätten, wachse nun





«Damit werden wir die Welt nicht retten»: Ecopop-Initiant Thommen.

die Bevölkerung stark, teilweise exponentiell. «Ich mag das den Leuten sehr gönnen! Es gibt nichts Schlimmeres, als ein Kind zu verlieren. Aber man hätte mit ihnen auch das heikle Thema Verhütung besprechen müssen – was leider aus kulturellen oder religiösen Gründen oft nicht gemacht wurde», ist Thommen überzeugt. Das solle sich ändern, indem die Schweiz einen Teil ihrer Entwicklungshilfe gezielt dafür einsetzt. Bei Kosten von zehn Dollar pro Frau könnten so rund 20 Millionen ungewollte Schwangerschaften pro Jahr verhindert werden. «Damit werden wir zwar die Welt nicht retten», gibt er sich bescheiden, «aber es ist nicht ganz nichts.»

Die zweite Forderung von Ecopop ist der Schutz der Heimat. «Was haben wir davon, wenn noch mehr Leute in unser Land kommen, alle freien Flächen zubetoniert werden? Was nützt es den Zürchern, wenn statt der heute 400 000 Personen doppelt so viele in der Stadt wohnen?», fragt er rhetorisch. Nach Thommens

Er würde sich wünschen, dass jeder so wohnen und leben könne wie er.

Ansicht schwindet die Lebensqualität. «Man kann mir doch nicht sagen, es sei toll, wenn man am See kaum noch einen Platz findet, die Züge voll sind oder man zwei Stunden pendeln muss, weil man sich in der Stadt keine Wohnung mehr leisten kann und immer weiter raus in die Agglomeration ziehen muss!» Diese Tendenz – steigende Mieten in den Zentren und immer weitere Pendeldistanzen – kenne man aus anderen Ländern und könne sie vermehrt auch in der Schweiz beobachten.

«Diesbezüglich ein Hedonist»

Der Schweiz respektive den Bewohnern der Schweiz nütze das aber nichts, genauso wenig wie der Umwelt: «Die meisten Leute kommen in die Schweiz, weil sie sich hier einen höheren Wohlstand erhoffen. Und ein höherer Wohlstand führt automatisch zu mehr Konsum – und dieser belastet wiederum die Umwelt», so der Ingenieur. Er würde sich wünschen, dass jeder so wohnen und leben könne wie er – ein Haus mit viel Grün darum herum, wo die Kinder spielen können, wo man selber etwas anbauen kann, wo es Natur, einen Wald in der Nähe hat. «Ja, ich bin diesbezüglich ein Hedonist», sagt Thommen.

Was er für ein Resultat erwartet? «50,8 Prozent. Ich glaube, es wird knapp, aber wir können die Leute überzeugen.» Wie zum Beweis seiner Idee vom nachhaltigen Leben reicht der Agronom dem Besucher zum Abschied noch zwei Äpfel aus dem eigenen Garten: «Die sind ungespritzt und natürlich. Optisch nicht besonders schön, dafür geschmacklich umso besser. Schliesslich kommt es auf den Inhalt an.» ○

Träumer und Brückenbauer

Der Aargauer Grüne Geri Müller ist öffentlich entblösst worden wie kaum ein Politiker vor ihm. Zuerst wurde seine Privatsphäre verletzt. Jetzt wird er mit Vorwürfen zu seiner Politik eingedeckt. Seine Zukunft ist offen. Wer ist der Mann, auf den gegenwärtig aus allen Rohren gefeuert wird? *Von Roger Köppel*

Der 54-jährige Aargauer Nationalrat und Stadtammann von Baden, Geri Müller, ist abgetaucht und ringt um sein politisches Überleben. Eine enttäuschte Internetbekannte, mit der Müller dummerweise intime Bilder ausgetauscht hatte, machte die privaten Konversationen mit Rufmordabsicht öffentlich. Der Entblösste sieht sich mit maximalem Schaden konfrontiert, obschon er nichts verbrochen hat und sein Vergehen gering, aber eben hochpeinlich ist. Er wäre der erste Schweizer Politiker, der wegen rein privater Äusserungen, die nichts mit seinen Funktionen und seinem Amt zu tun haben, sein Amt verlöre.

Die meisten Zeitungen nehmen die von Aargauer Medien publik gemachte Unterhosen-Story dankbar zum Anlass, um den Politiker Müller insgesamt zum Irrlicht, zum Risikofaktor, zur Unperson mit einem krausen, ja verrückten Weltbild zu erklären. Wie in der Natur fallen alle über das weidwunde Tier her. Die Vorwürfe sind vernichtend. Zeitungen und Onlineforen beschreiben ihn als «Antisemiten» und «Judenhasser», als «Freund» radikalislamischer Terrorgruppen wie der Hamas, als Verteidiger des früheren libyschen Diktators Gaddafi und als skandalösen Anwalt des russischen Un-Präsidenten Putin. Gezeichnet wird das Bild eines menschlichen und politischen Wüstlings, der eigentlich gar nie hätte gewählt werden dürfen.

Beenden wir die Aufzählung mit einer Gegenfrage: Kann es sein, dass die Kritik auch deshalb so heftig und umfassend ausfällt, weil die Journalisten rückwirkend ihr schlechtes Gewissen beruhigen wollen nach der unfairen Verletzung von Müllers Persönlichkeitsrechten? Liefert man sich hier im Nachhinein das Alibi für die Entblössung einer Privatsphäre, die niemand etwas anzugehen hat? Die Polemik ruft nach einer nüchternen Klärung. Was hat es mit den Positionen Müllers auf sich? Wer ist Geri Müller, was ist sein politisches Weltbild, und wie ist es entstanden?

Prägungen der Kindheit

Gerhard Hermann Müller wird am 27. Oktober 1960 in Brugg geboren. Er wächst zusammen mit seinen beiden älteren Schwestern und einem jüngeren Bruder in der mehrheitlich katholischen Landgemeinde Turgi in einem kleinbürgerlichen Haushalt auf. Müllers Vater ist Schreiner, die Mutter Hausfrau. Die Geschichte der Eltern ist interessant. Der Vater kam als sechzehnjähriger deutscher Wehr-

machtsoldat am Ende des Zweiten Weltkriegs in französische Gefangenschaft. Dort lernte er seine spätere Frau, eine Französin, kennen. Die Eltern der beiden allerdings waren gegen die Beziehung. Die jahrhundertealte politische «Erbfeindschaft» zwischen Deutschland und Frankreich warf Schatten. Die Ehe wurde knapp geduldet, doch die Eltern Geri Müllers zogen in die neutrale Schweiz, um ohne Druck zu leben. Die elterliche Geschichte wird Sohn Gerhard massgeblich prägen: Er erfährt anhand der eigenen Familie, dass unüberbrückbar scheinende politisch-strategische Gegensätze, ja Hass durch menschliche Beziehungen überwunden werden können.

Müller liest viel und ist ein guter Schüler. Mit seinen dicken Brillengläsern und den zwei linken Händen gilt er als Streber. Wegen einer Augenoperation musste er den Kindergarten wiederholen. Deshalb ist er in seinen Schulklassen immer der Älteste. Die Eltern predigen katholische Erziehungsgrundsätze. Vergeben und Verzeihen sind wichtig. Man kommt

Müller prägt sich diese Einsicht ein: Wer wegschaut, wenn Unrecht passiert, macht sich mitschuldig.

nicht weiter, wenn man bei Schuldzuweisungen steckenbleibt. Man muss zu den eigenen Fehlern stehen, aber dann geht es auch wieder weiter. Geri Müllers christliches Weltbild wird massiv erschüttert, als er in der Schule von den Gräueln des Kolonialismus erfährt. Er kann nicht glauben, dass im Namen des Christentums ganze Kontinente versklavt und ausgebeutet wurden. Er liest sich immer tiefer in das Thema ein. Eine Erkenntnis schält sich heraus: Religionen, Ideale und hehre Werte können von Menschen missbraucht werden. Christsein allein bedeutet nichts. Man soll die Menschen nicht an ihren Programmen und Ideen, sondern an ihren Handlungen messen. Die beste Idee kann pervertiert werden. Ein kritisches Bild der angeblich universellen Werte des Westens, der westlichen Kultur setzt sich fest. Müller entwickelt Sympathien für die Dritte Welt.

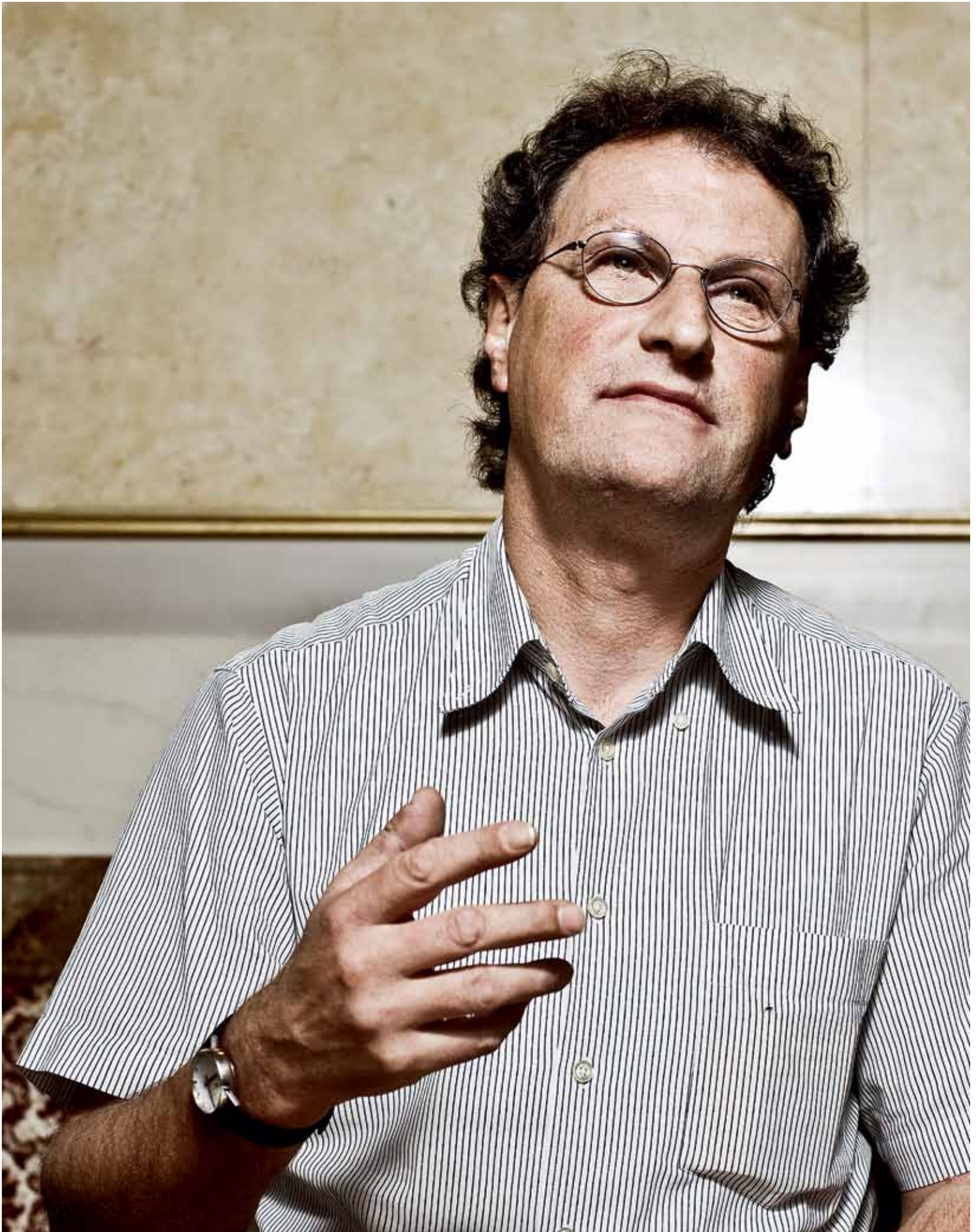
Mitte der siebziger Jahre nimmt Müller an einer Demonstration gegen das Atomkraftwerk Kaiseraugst teil. Er ist dagegen, weil er es falsch findet, heute möglichst viel Energie zu verheizen, um morgen den Kindern den nuklearen Abfall zu hinterlassen. Mittlerweile geht er in

Wettingen ins Gymnasium. Er gilt als rebellischer Schüler und wird von seinen Kameraden als Klassensprecher anerkannt und von einigen Lehrern als Rädelsführer bekämpft. Er muckt auf, stellt die Autorität der Schulmeister in Frage, beweist Schlagfertigkeit und Talent als Redner. Er merkt, dass er für seine Aufmüpfigkeit bewundert wird. Die schulischen Leistungen allerdings lassen nach. Müller verzettelt sich. Sein Hauptinteresse gilt der katholischen Jugendorganisation Jungwacht, wo er als Scharleiter Verantwortung übernimmt. Er organisiert Grossveranstaltungen und setzt sich dafür ein, dass die Jungwacht mit ihrem weiblichen Pendant Blauring enger zusammenarbeitet. In den Schulferien arbeitet er als Dachdecker, um seine Eltern finanziell zu entlasten. Die Familie macht wirtschaftliche Nöte durch, weil der Vater wegen einer Tuberkuloseerkrankung ausfällt.

Die jüdische Philosophin

Die entscheidende Lektüreerfahrung seiner Jugend ist der Klassiker der jüdischen Philosophin Hannah Arendt über die «Banalität des Bösen». Das Buch behandelt den Prozess gegen den hochgestellten Nazibeamten Adolf Eichmann. Müller ist schwer beeindruckt und menschlich schockiert, wie Arendt die deprimierende Gewöhnlichkeit, die «banalen» Abläufe beschreibt, die zum Völkermord an den Juden geführt haben. Im Geschichtsunterricht wird der Holocaust intensiv behandelt. Der Lehrer erklärt seinen Schülern, dass es unmöglich gewesen sei, dass niemand davon gewusst hätte. Man habe wohl einfach weggeschaut, den Horror verdrängt. Müller prägt sich diese Einsicht ein: Wer wegschaut, wenn Unrecht passiert, macht sich mitschuldig. Und: Unheil kann verhindert werden, wenn man rechtzeitig dagegen aufsteht.

Es folgen holprige Jahre. Müller fliegt durch die Matur. Als er neunzehn wird, verweigert er den Militärdienst aus Gewissensgründen. Der Entscheid des im Alter von sechzehn Jahren eingebürgerten Geri kommt in Turgi schlecht an. Noch gibt es keinen anerkannten Zivildienst. Müller aber will nicht kneifen, sondern sich anderweitig für die Schweiz engagieren. Er leistet freiwilligen Hilfsdienst in der psychiatrischen Klinik Königsfelden. Dann holt er die Matur nach und meldet sich bei der Höheren Pädagogischen Lehranstalt (HPL) an, um Lehrer zu werden. Nach drei Tagen wird er rausgeworfen.



Unheil kann verhindert werden: Politiker Müller.

Dienstverweigerer seien ein schlechtes Vorbild für die Jugend.

Der Personalchef der Klink Königsfelden, Major in der Armee, hört davon und schickt Müller einen Brief, um ihm eine Lehrstelle als Psychiatriepfleger anzubieten. Die drei Jahre zwischen 1984 und 1987 erweisen sich für Müller als Lebensschule. Er bekommt es mit Schwerkranken zu tun, aber auch mit Leuten, für die es in der Schweizer Gesellschaft zu eng ist. Geblieben ist ihm die Begegnung mit einem etwas exzentrischen Mann, der unbedingt mit seinem dauernd sprechenden Papagei zusammenleben will. Weil der Vogel tatsächlich immer redet, wird der Mann überall jeweils nach kurzer Zeit auf Druck der Mieter aus der Wohnung geworfen. Die Klinik ist die letzte Zuflucht, die den Mann und seinen Papagei toleriert. Für Müller wird dieses Erlebnis zu einem Beweis dafür, dass die in vielem tolerante und offene Schweiz für gewisse Mitglieder der Gesellschaft keinen Platz findet.

Fassbar und humorvoll

Die eigentliche politische Karriere beginnt für Müller im August 1983 bei der Gründung der Aargauer Grünen in Zofingen. Er ist an sich kein Parteimensch und hat grosse Vorbehalte gegenüber dem etablierten Betrieb. Die SVP ist für ihn damals nur eine Lobbyorganisation für Bauern und Kleingewerbler. In der FDP sieht er eine Interessenvertretung der Hochfinanz. Die CVP ist ihm mit ihrem Superstar Kurt Furgler zu religiös und die SP zu wenig oppositionell, zu sehr Teil des Establishments. Die Grünen erscheinen ihm als neue widerstrebende Kraft in der erstarrten Konkordanz.

Müller sieht seine Aufgabe darin, Brücken zu bauen, Gräben zu überwinden.

Er schlägt sich mit verschiedenen Jobs durch. Ende der achtziger Jahre gründet er eine Künstleragentur, die sich für den Austausch von Kulturschaffenden zwischen Ost und West einsetzt. Müller sieht seine Aufgabe darin, Brücken zu bauen, Gräben zu überwinden. Er will den Schweizern beweisen, dass im Osten nicht nur Spinner, Kommunisten und Unmenschen hausen. Die Agentur wächst und wird bald eine Tochterfirma in Berlin gründen. Es geht ihm nicht um Propaganda für den untergehenden Kommunismus, den er als noble Idee, aber als politisch untaugliches Rezept empfindet.

Ende zwanzig zieht er von Turgi nach Baden. 1990 wird er Mitglied des örtlichen Einwohnerrats, wird allerdings nach zwei Jahren bereits wieder abgewählt. 1995 rutscht er als erster Ersatzmann in den Grossen Rat des Kantons Aargau nach. 2003 bemüht er sich für die Grünen aktiv um ein Nationalratsmandat und



Scharfe Kritik an Israel: Müller an einer Gaza-Demonstration in Zürich, 2008.

wird auf Anrieb gewählt. Sein Slogan: «Über Grenzen denken». Müller macht sich einen Namen als einer, der undogmatisch und eigenwillig ist, der auch mit den Gegnern spricht. Er gilt als fassbar, menschennah und humorvoll. Man attestiert ihm Berechenbarkeit und Zuverlässigkeit.

Neben seiner politischen Tätigkeit studiert er in Bern Allgemeine Ökologie, Spezielle Psychologie und Psychopathologie. Er macht das Vordiplom, aber keinen Abschluss. Müller hat unzweifelhaft ein Flair für die Windungen und Abgründe der Seele. Diese Faszination mit der «dunklen Seite» wird ihn später in der Selfie-Affäre einholen. 2005 schafft er den Sprung in den Stadtrat von Baden. Im März 2013 wird er überraschend gegen einen FDP-Kandidaten ins Amt des Stadtammanns gewählt. Er gewinnt nicht wegen seiner politischen Inhalte, sondern wegen seiner Persönlichkeit, die bei einer Mehrheit besser ankommt. Nicht allen gefällt seine Wahl. Gar nicht amüsiert ist der mächtige linksfreisinnige Aargauer Verleger Peter Wanner, dessen Sonntagszeitung die unrühmliche Selfie-Affäre publik machen soll. Müllers Amtsführung freilich wird noch vor den Sommerferien von der Badener FDP gelobt.

Müller ist seit seiner Jugend ein politischer «Drittweiltist». Er interessiert sich für das Schicksal der ehemaligen westlichen Kolonien. Ganz besonders hat es ihm der Nahe Osten angetan, die arabische Welt. Diesem Pulverfass nähert er sich mit einem naiven, fast träumerischen Ansatz. Er glaubt, dass auch die schärfsten Konflikte gelöst werden können, wenn man alle Seiten an den Tisch bringt, um über konkrete Probleme wie die Wasserversorgung oder die Schulbildung zu reden. Er sieht

sich als eine Art politischen Gruppentherapeuten, den die Hoffnung antreibt, den verfeindeten Parteien ihre Ängste zu nehmen.

Dahinter steckt ein letztlich pazifistischer Ansatz. Polit-Utopist Müller will den Krieg abschaffen. Er glaubt, dass das möglich ist, weil Krieg für ihn keine menschliche Uratsache, sondern die Folge von politischem Missmanagement ist. Man muss nur die materielle Ungleichheit, die Ausbeutung der Natur und die Arroganz der Mächtigen bekämpfen, dann bekommen wir eine Welt des Friedens und der Harmonie. Auf die Frage, warum er meistens Israel, die Amerikaner und Europa kritisiert, erwidert Müller einmal, er richte an die eigene westliche Kultur halt höhere Massstäbe und erachte es als sinnlos, mit dem Finger auf die vom Westen einstmals unterdrückten Völker zu zeigen.

Die Sache mit der Hamas

Man kann das naiv und weltfremd nennen. Kriminell ist es nicht. Seine Ansichten decken sich weitgehend mit den Zielen der schweizerischen Entwicklungshilfe, und seinen «Drittweiltismus» verkörperte bis vor kurzem die Genferin Micheline Calmy-Rey im Bundesrat. Müller ist hier kein Radikalinski, sondern solide im linksliberalen Mainstream verankert. Kritischer wird sein Einsatz für die Palästinenser gesehen. Müller hat sich wiederholt scharf gegen Israel und die Nahostpolitik der Amerikaner geäussert, manchmal auch unvorsichtig und ungeschickt an dubiosen Kundgebungen. Um die Ohren geschlagen wird ihm jetzt, dass er vor ein paar Jahren drei Hamas-Leute im Restaurant des Bundeshauses empfing, darunter einen Extremisten. Seine Kritiker behaupten deshalb, Müller sei ein «Freund» der



Gruppentherapeut: Vereidigung, 2013.

Hamas, damit Sympathisant von Terroristen, Antisemit und deshalb untragbar.

Man mag sich darüber streiten, wie schlau es war, die Hamas-Leute im Bundeshaus zu empfangen. Was seine Kritiker allerdings verschweigen, ist die Tatsache, dass Müller auch

schon den israelischen Botschafter im Bundeshaus zu Besprechungen traf. Seine Sympathien liegen bei den Palästinensern, aber Müller hat sich stets bemüht, mit beiden Seiten im Gespräch zu bleiben. Im aktuellen Verunglimpfungsklima erwähnt zum Beispiel niemand, dass der angebliche Antisemit Müller auf seinen Israel-Reisen 2004, 2008 und 2011 intensive Gespräche mit Knesset-Abgeordneten führte. Er ist auch in Kontakt mit jüdischen Intellektuellen, die den Nahostkonflikt etwas anders sehen als der amtierende konservative Regierungschef Benjamin Netanjahu.

Müller bestreitet, ein Freund der Hamas zu sein. Von deren zum Teil widerwärtigen Programm distanziert er sich. Aber er betont, dass er den Nahostkonflikt von beiden Seiten her verstehen möchte, woraus man ihm als Vertreter eines neutralen Landes eigentlich keinen Strick drehen sollte. Als sein Motto gibt er an: «Es reicht nicht, die Welt zu verstehen. Man muss auch wissen, wie sie der Andere versteht.»

Als Nationalrat hat sich Müller gegen Waffenlieferungen an die arabische Seite gewehrt. Er kritisierte vehement Schweizer Handgranatenexporte für das antiisraelische Regime in Syrien, und sein Parteikollege Jo Lang, selber Antisemitismusforscher, hätte sicher nicht jahrelang klaglos neben Müller im Bundeshaus gesessen, wenn er seinen Sitznachbarn für einen finsternen Judenhasser gehalten

hätte. Nein, Müller betreibt nicht den Endsieg der Araber und Palästinenser im biblischen Ringen im Nahen Osten. Er will zu einer Deeskalation beitragen, indem er mit allen redet.

Man kann sich ja auf den Standpunkt stellen, Müllers miserables Risikomanagement im Privatbereich disqualifiziere ihn für höhere politische Ämter, egal, wie die Intimitäten ans Licht kamen. Es ist allerdings unfair und unzutreffend, ihn im Zuge der Entblössung als politischen Spinner hinzustellen. Müller

Er gibt selber zu, dass seine Aussenpolitik nicht frei ist von schwärmerischen Zügen.

wirkt authentisch, wenn er seine Positionen vertritt. Da scheint nichts angeschminkt und aufgesetzt. Diese Echtheit und Integrität dürften ihn auch für Wähler attraktiv gemacht haben, die viele seiner Positionen nicht teilen. Er gibt selber zu, dass seine Aussenpolitik nicht frei ist von schwärmerischen Zügen, aber das sei keine Entschuldigung dafür, es nicht wenigstens zu versuchen. Müllers politisches Leitbild bleibt vermutlich die Geschichte seiner Eltern, die aus jahrhundertlang verfeindeten Nationen stammten und nach zwei verheerenden Weltkriegen trotzdem eine glückliche Ehe führten. ○



FM 93.6
RADIO DIE WELTWOCH

ROGER G E G E N ROGER



ZWEI STANDPUNKTE, ZWEI MEINUNGEN.

LIVE AUS DEM CLOUDS, MAAGPLATZ 5 IN 8005 ZÜRICH

1. SEPTEMBER 2014 · 18:00 BIS 18:50 UHR · TÜRÖFFNUNG 17 UHR

NUR MIT ANMELDUNG UNTER TICKETS@RADIO1.CH (PLATZZAHL BESCHRÄNKT).



Showdown im Sozialamt

Mit dem Versprechen, die rekordhohe Fürsorgequote zu senken, ist der Bieler SVP-Politiker Beat Feurer in die Stadtregierung gewählt worden. Nun gerät er auf die Abschlusliste seiner Regierungskollegen und der eigenen Sozialdirektion. *Von Christoph Landolt*

Der Besucher bemerkt schon bei der Ankunft, wenn er das prächtige, tempelartige Bahnhofsgelände zur Stadt hin verlässt: In Biel gibt es viele Leute, die nichts zu tun haben. Der Eindruck täuscht nicht. Jahr für Jahr bestätigen die Zahlen der Städteinitiative (die neusten erscheinen diese Woche), dass es nirgendwo so viele Sozialhilfebezügler gibt wie in der zweitgrössten Stadt des Kantons Bern. 2013 lebten hier 11,7 Prozent der Wohnbevölkerung von der Fürsorge – das ist der mit Abstand höchste Wert im Land. In Biel verharren die Empfänger am längsten in der Fürsorge und tragen am seltensten durch Erwerbstätigkeit etwas zum Einkommen bei. Einsame Spitze sind auch die Fallkosten von rund 21 500 Franken. Zum Vergleich: Zürich gibt pro Fall 14 800 Franken aus. Jedes fünfte Bieler Kind wächst in einem Haushalt auf, der mit Sozialhilfeleistungen unterstützt wird – auch dies ein trauriger Rekord.

Die 6100 Sozialhilfebezügler belasten die Kasse der gebeutelten Uhrenstadt am Jurasüdfuss schwer. Die Stadt gibt mehr Geld für Fürsorgeleistungen aus, als die 50 000 natürlichen Personen an Steuern bezahlen. Biel hängt am Tropf des Kantons Bern, wie der Kanton Bern am Tropf der Schweiz hängt.

Lange schlugen sämtliche Versuche, das Steuer herumzureissen, fehl. Bis vor zwei Jahren die lokale SVP einen Kandidaten nominerte, den die rot-grüne Übermacht nicht so einfach als stockkonservativ, ausländerfeindlich oder herzlos verunglimpfen konnte, denn Beat Feurer, so heisst der 54-Jährige, lebt offen homosexuell (er ist Gründer der Gay SVP) und beherbergt in seinem Haus eine tamilische Flüchtlingsfamilie. In den achtziger Jahren war Feurer gar beruflich in der Flüchtlingshilfe tätig. Feurer, der mit dem Versprechen antrat, die Sozialhilfequote zu senken, wurde von den Bieler triumphal in den Gemeinderat (Exekutive) gewählt, wo er die Sozialdirektion übernahm.

Ob ihm der Turnaround gelingen wird, ist jedoch ungewisser denn je. Der Sozialdirektor steckt in der Klemme: Über ihm thront Stadtpräsident Erich Fehr (SP), der zwar keine direkte Befehlsgewalt hat, jedoch zusammen mit den restlichen Gemeinderatskollegen – einem weiteren Sozialdemokraten, einer Grünen, einer *radicale* (FDP) – alle Reformpläne blockieren kann.

Von unten, von der eigenen Direktion, bekommt Feurer ebenso wenig Unterstützung, im Gegenteil. Im Sozialamt verschanzt sich das

Personal und intrigiert gegen das Kader. Die Schlussfolgerung drängt sich auf: Gemeinsam mit der Regierung lassen die Beamten den unliebsamen SVP-Sozialdirektor nach allen Regeln der Kunst ins Leere laufen. Nun, nach eineinhalb Jahren, steuert der Machtkampf auf seinen Höhepunkt zu.

Doch der Reihe nach: Der erste Stein des Anstosses, der zwischen Feurer und dem Sozialamt steht, ist die Fachstelle Arbeitsintegration (FAI). Dieses Büro wurde von Feuerers Amtsvorgänger Pierre-Yves Moeschler (SP) im Jahr 2008 mit vier Sozialarbeitern eröffnet. Sie hatten die Aufgabe, arbeitsfähige Sozialhilfebezügler Institutionen zuzuteilen. Dazu führten sie mit jedem Klienten ein einstündiges Gespräch, die Erkenntnisse daraus hatten auf einer A4-Seite Platz.

Inzwischen ist die FAI auf elf Stellen angewachsen. Die Sozialhilfebezügler müssen sich

zweitägigen Abklärungen unterwerfen, woraus Dossiers entstehen, die locker zwölf Seiten umfassen. «Die Erfolgsquote ist jedoch nicht gestiegen», sagt Nathan Güntensperger, Stadtrat der Grünliberalen. Die FAI sei ein Paradebeispiel für einen Bürokratieapparat, der sich immer weiter aufbläht.

Zahlenchaos im Sozialamt

Im August 2012 veröffentlichte Aldo Martinelli, Inhaber einer Firma, die Sozialhilfebezügler eingliedert, auf Facebook eine FAI-Grafik, auf der Sozialhilfebezügler, die weggezogen sind oder denen Anspruch auf IV-Leistungen erteilt wurde, als geglückte Vermittlung gewertet werden. «Das versteht die Stadt unter erfolgreicher Arbeitsvermittlung!», so der giftige Kommentar.

Doch damit brachte Martinelli Sozialamtschefin Beatrice Reusser gegen sich auf. Die



Machtkampf: Beat Feurer, Sozialdirektor.



Bockig: Beatrice Reusser, Sozialamtschefin.

Grafik sei umgehend zu löschen, befahl Reusser, ansonsten werde sie die zuständigen Stellen in der Stadtverwaltung bitten, «allfällige Aufträge an deine Firma künftig zu überdenken». Gedroht, getan: Die FAI vermittelt Martinnellis Firma so gut wie keine Klienten mehr.

Der Knatsch rief mehrere Stadträte um den bekannten GLP-Politiker und Lehrer Alain Pichard auf den Plan. «Was macht eigentlich die FAI?», lautete der Titel ihrer Interpellation, mit der sie erfahren wollten, was die Fachstelle leistet und kostet. Ergebnis: monatelang keines.

Eine Parlamentarierdelegation, die die FAI besuchte, behandelte die Sozialamtschefin herablassend und respektlos, wie mehrere Teilnehmer berichten. Nachdem Feurer sein Amt angetreten hatte, lieferte Sozialamtschefin Reusser zwar Zahlen. Die FAI koste die Stadt Biel lediglich 432 000 Franken, so Reusser. Doch die Zahlen waren falsch. Tatsächlich, so berichtete die *Berner Zeitung*, kostet die Fachstelle die Steuerzahler der Stadt mindestens zwei Millionen Franken.

Der frischgewählte Sozialdirektor Feurer, der im Wahlkampf die Abschaffung der intransparenten Fachstelle angeregt hatte, lancierte daraufhin ein Projekt zur Weiterentwicklung der FAI, das von seinem engsten Vertrauten, Direktionssekretär Patrick Nyfeler, geleitet werden sollte. Doch die als links geltende Reusser, unter der die Sozialhilfequote emporschnellte, stellte sich quer. Gemäss Mitgliedern der Arbeitsgruppe konnte der ursprüngliche Zeitplan deswegen nicht eingehalten werden.

Regierung verweigert Kündigung

Der schwachentwickelte Veränderungswille ist auch systembedingt. In Bern ist die Sozialhilfe stärker als anderswo zentralisiert. Der Kanton bezahlt via einen sogenannten Lastenausgleich nicht nur die Fürsorgeausgaben der Gemeinden. Pro hundert Sozialfälle finanziert Bern auch einen Vollzeit-Sozialarbeiter. Das System schafft einen klassischen Fehlanreiz: Steigt die Fürsorgequote, wächst der Einflussbereich des Sozialamts, ohne dass dies die Stadt allzu teuer käme. Im Umkehrschluss gilt: Sinken, wie von Feurer angestrebt, die Fürsorgeausgaben, müssen Beamte entlassen werden. Weil Chefbeamte je nach Grösse des Teams, das sie führen, in eine Lohnstufe eingeteilt werden, ist es sogar möglich, dass die Kader des Sozialamts weniger verdienen, wenn die Sozialhilfequote sinkt.

Das Verhältnis zwischen Sozialdirektor Feurer und Chefbeamtin Reusser ist jedoch nicht nur schwierig, weil sie ablehnt, was er anstrebt. Gemäss mehreren Quellen hat sich Reusser verschiedentlich respektlos über ihren Vorgesetzten geäussert. Eine schriftliche Verwarnung brachte offenbar keine nachhaltige Verbesserung. Feurer beschloss deshalb, sich von Reusser zu trennen. Doch mit dem Versuch, die bockige Sozialamtschefin zum Ge-

hen zu bewegen, begannen für Beat Feurer die Probleme erst richtig.

Beatrice Reusser will von einem freiwilligen Abgang nichts wissen. Im Bieler Personalreglement ist festgehalten, dass Entlassungen auf «sachlichen Gründen» basieren müssen. Dass es mit Reusser schwierig werden dürfte, die Fürsorgequote zu senken, zählt nicht als Begründung für eine Kündigung – wohl aber «wiederholtes Missachten von Weisungen der Vorgesetzten».

Nun kommen Feurers Regierungskollegen ins Spiel, denn ohne einen Gemeinderatsbeschluss kann er seine Mitarbeiterin nicht entlassen. Das Verhältnis zu Reusser ist zweifellos irreparabel beschädigt. Doch wird Feurer vom Gemeinderat die nötige Unterstüt-

Tatsächlich kostet die Fachstelle FAI die Steuerzahler mindestens zwei Millionen Franken.

zung bekommen? «Es ist in dieser Sache noch nichts entschieden», sagt Stadtpräsident Erich Fehr auf Anfrage. Bisher sei von der Direktion noch kein Antrag eingegangen. Reusser, so scheint es, darf ihren Posten, der ihr etwa 160 000 Franken pro Jahr einbringt, behalten.

Damit nicht genug: Vor zwei Wochen hat die Regierung ein Administrativverfahren eingeleitet, mit dem «verschiedene gegen die Leitung der Direktion Soziales und Sicherheit erhobene Vorwürfe» geprüft werden sollen, wie es in der offiziellen Medienmitteilung der Stadt Biel hiess. Worum es konkret geht, wurde nicht erläutert. Stadtpräsident Erich Fehr diktierte dem *Bieler Tagblatt* aber bereits: «Die Vorwürfe sind happig.»

Die Untersuchung richtet sich frontal gegen Sozialvorsteher Feurer und seinen Direktionssekretär Nyfeler. Anlass ist ein vertraulicher Brief, den der Personalverband der Stadt Biel an die Stadtregierung richtete und der der *Welt-*



Happige Vorwürfe: Erich Fehr, Stadtpräsident.

woche vorliegt. Darin heisst es, das Arbeitsklima in der Direktion sei «unzumutbar», wobei die Ursachen «bei der Direktionsleitung zu suchen» seien. Die Rede ist von «Drohungen, ungerechtfertigten Vorwürfen, keinen oder unklaren Aufträgen und abschätzigen Bemerkungen». Näher ausgeführt werden diese diffusen Vorwürfe nicht, doch anders als im bestens dokumentierten Fall Reusser reichen dem Gemeinderat in dieser Sache wolkige Worte, um eine Untersuchung vom Zaun zu brechen. Ein Berner Anwalt soll untersuchen, bis das Kostendach von 20 000 Franken erreicht ist.

Feurer könnte dadurch seinen einzigen Mitstreiter verlieren, seinen Stabschef Patrick Nyfeler. Dieser wurde im Juli 2013 eingestellt, seine einjährige Probezeit lief just dann ab, als der Brief des Personalverbands ins Haus flatterte. Prompt verweigerte der Gesamtgemeinderat die Bestätigung Nyfeler. Der parteilose Jurist und Offizier, der Feurers Aufräumkurs mitträgt, arbeitet vorderhand auf Abruf weiter.

Beat Feurers Aufgabe gleicht einem Himmelfahrtskommando: Seine Ratskollegen verweigern ihm die Unterstützung, zwingen ihn aber, mit der Frau zusammenzuarbeiten, die seine Bemühungen hintertreibt. Die rekordhohe Sozialhilfequote schmerzt die Bieler offenbar noch nicht genug.



Essay

Verpflichtung zum Stillsitzen

Die schweizerische Neutralität erfreut sich bei den Eliten keiner grossen Wertschätzung mehr. Dabei sichert sie uns die politische, geistige und moralische Unabhängigkeit.

Von Christoph Mörgeli und Miroslav Barták (Illustration)

Die Schweiz hat seit einem halben Jahrtausend eine erstaunliche Fähigkeit entwickelt, im Schatten rivalisierender Grossmächte eine Nische für ihr nationales Dasein zu finden. Die Neutralität unseres Kleinstaates hat sehr wenig mit Ideologie oder mit Idealismus zu tun, aber sehr viel mit der Lebenswirklichkeit. Wenn sich mein grösserer Bruder auf dem Pausenplatz mit einem Gleichaltrigen prügelte, habe ich mich als kleinerer Bub mit geringeren Körperkräften zu meinem Vorteil von diesen Auseinandersetzungen ferngehalten. Ich hätte mir im Falle einer Einmischung im besten Fall eine blutige Nase geholt.

Ungeachtet meiner persönlichen Kindheits-erlebnisse, erfreut sich die schweizerische Neutralität gegenwärtig bei den sogenannt führenden Kreisen von Politik, Medien und Gesellschaft keiner grossen Wertschätzung. Die Lebenswirklichkeit scheint schwer aufzukommen gegen laut ausgestossene Parolen von internationaler Solidarität, gerechtem Krieg und kollektiver Sicherheit. Die Neutralität wird nicht mehr ertragen als das, was sie für viele Generationen von Schweizern war: die legitime Schlauheit, mit welcher der machtlose Kleinstaat neben den Grossmächten überleben wollte.

Historisch bewährtes Erfolgsmodell

Die gegenwärtigen Neutralitätsnöte sind umso erstaunlicher, als niemand angesichts der historischen Erfahrung ernstlich bestreiten wird, dass es sich bei der schweizerischen Neutralität um ein Erfolgsmodell handelt. Der Bund der Eidgenossen hätte die ersten Anfänge kaum überstanden, wenn die Orte nicht ein gegenseitiges «Stillesitzen» und Vermitteln im Krisenfall beschlossen hätten. Später hätte unser konfessionell, ethnisch und kulturell gespaltenes Land ohne Neutralität angesichts von Religionskriegen und Zusammenschlüssen unserer Nachbarländer zu grossen Nationalstaaten nicht überleben können.

Schon aus Schriftquellen des 15. Jahrhunderts lässt sich ohne weiteres nachweisen, dass sich die Mitglieder des eidgenössischen Bundes im Falle von Konflikten zwischen den Orten zur Nichteinmischung verpflichtet haben. Die Niederlage von Marignano bewirkte 1515 den Zusammenbruch der europäischen Machtpolitik der Eidgenossen. Dank der Staatsmaxime Neu-

tralität blieb die Schweiz vom dreissigjährigen Religionskrieg und von den nachfolgenden europäischen Erbfolgekriegen verschont.

Die erste offizielle Neutralitätserklärung der Tagsatzung stammt vom 28. März 1674. Nach der Französischen Revolution und im Strudel der Napoleonischen Kriege geriet die Schweiz in die schlimmste Neutralitätskrise ihrer bisherigen Geschichte. Die Franzosen wie die gegen sie verbündeten Alliierten machten das Land zum Kriegsschauplatz und zur Besatzungszone. Interessanterweise ging die schweizerische Neutralität aus dieser Krise gestärkt hervor: Am 20. November 1815 erreichte die Schweiz die völkerrechtliche Anerkennung ihrer Neutralität. 1907 wurde das noch

Über neunzig Prozent der Schweizer beurteilen die Neutralität als positiv.

heute gültige Neutralitätsrecht auf der Haager Konferenz in zufriedenstellender Weise völkerrechtlich kodifiziert. In den beiden Weltkriegen erreichte die neutrale Schweiz, dass die Kriegführenden ihre Grenzen respektierten – freilich nicht ohne grosse entsprechende Wehranstrengungen, die für den Staat wie für seine Bürger eine enorme Belastung darstellten.

Spezielle Aspekte unserer Neutralität

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die Neutralität in den ersten drei Jahrhunderten vor allem im Dienste der Innenpolitik stand, in den letzten zwei Jahrhunderten dagegen im Dienste der Aussenpolitik. Die Schweiz hat die Neutralität nicht erfunden, ihr aber in verschiedener Hinsicht ein ganz eigenes Gepräge gegeben. Ihr Neutralitätsstatus unterscheidet sich grundlegend von dem anderer Staaten. Die schweizerische Neutralität ist dauernd; seit 1815 ist staatsrechtlich von der «neutralité perpétuelle» die Rede. Die Tradition der schweizerischen Neutralität kann ihre Wirkung bei den Nationen nur behalten, wenn sie ununterbrochen fortwirkt und bei jedem sich bietenden Anlass neu und unverseht in Erscheinung tritt. Die schweizerische Neutralität ist bündnisfrei; weder Defensiv- noch Offensivbündnisse mit anderen Staaten sind ihr gestattet. Im

Weiteren ist die schweizerische Neutralität bewaffnet. Unser Land hat sich also zur militärischen Verteidigung verpflichtet und muss jederzeit garantieren, dass keine Gewalt von ihrem Hoheitsgebiet ausgeht. Die schweizerische Neutralität ist frei gewählt und nicht das Ergebnis eines Diktates fremder Mächte. In der Pariser Akte von 1815 wurde vielmehr eine jahrhundertelange Praxis auf schweizerisches Begehren hin neu bestätigt. Und schliesslich war die schweizerische Neutralität zumindest bis vor kurzem integral, also vollständig. In der Zwischenkriegszeit hat unser Land mit dem Beitritt zum Völkerbund vorübergehend an wirtschaftlichen Sanktionen der Völkergemeinschaft teilgenommen. Im 20. Jahrhundert galt aber im Allgemeinen für die wirtschaftliche Zusammenarbeit mit Krisenregionen der Grundsatz des *courant normal*, also des Beibehaltens des Handelsumfangs auf dem Stand der Vorjahre. Anfang der 1990er Jahre beteiligte sich die Schweiz erstmals an internationalen Wirtschaftssanktionen. Seltsamerweise sind diese hierzulande wenig hinterfragt worden. Ist das Aushungern eines Volkes eigentlich ein humaneres Gewaltmittel als der Waffeneinsatz? Warum muten wir den von Hungerkrieg und Arbeitsplatzverlust betroffenen Mitmenschen zu, die Schweiz im Falle ihres Mitmachens noch als neutral zu beurteilen?

Zweifellos ist die Schweiz heute völkerrechtlich nach wie vor zur Neutralität ermächtigt und gleichzeitig auch verpflichtet. Die Neutralität ist kein Mythos, sondern gültiges Verfassungsrecht: Artikel 173 der momentanen Bundesverfassung überträgt der Bundesversammlung als Erstes die Aufgabe, «Massnahmen zur Wahrung der äusseren Sicherheit, der Unabhängigkeit und der Neutralität der Schweiz zu treffen». Artikel 185 überträgt dem Bundesrat genau dieselbe Pflicht.

Neutralität ist Friedenspolitik

Alle gegenwärtigen Umfragen beweisen es: Über neunzig Prozent der Schweizerinnen und Schweizer beurteilen unsere Neutralität positiv und empfinden sie als ausgesprochen identitätsstiftend für unseren Kleinstaat. Dennoch leiden zahlreiche führende Persönlichkeiten in Politik, Kultur und Gesellschaft an der Schicksalslosigkeit unseres neutralen Kleinstaates. Sie sehnen sich nach einer «Sendung», nach

Visionen und spektakulären Taten. Gewiss, die Neutralität schränkt den Handlungsspielraum und die aussenpolitischen Aktivitäten unserer Regierung in einer für sie ärgerlichen, sogar schmerzhaften Weise ein. Die Neutralität gewährt ihr kaum Heldentaten und selten glanzvolle internationale Auftritte. Aber sie gibt der Nation auch keinen Raum für rauschhaften Siegestaumel oder für die Faszination des Krieges, die wir rational nicht erklären können, aber immer wieder als Tatsache feststellen müssen. Die Neutralität bewahrt uns vor der Hingabe an unkontrollierte Emotionen, vor unüberlegter Kriegslust und vor dem Nichternstnehmen von Grausamkeit und Gewalt.

Die Neutralität ist aber mehr als nur die Nichtteilnahme an Konflikten. Sie bedeutet den freiwilligen Verzicht auf äussere Machtpolitik. So gesehen hat die schweizerische Neutralität durchaus den positiven Gehalt einer grundsätzlichen Friedenspolitik. Die Schweiz wendet jenes Friedensprinzip, auf dem sie selbst beruht, auch auf das Verhältnis zu andern Staaten und Völkern an. Wenn wir davon ausgehen, dass Menschen und Staaten von Natur aus gewaltbereit und kriegerisch sind, macht jeder Staat, der sich aus Kämpfen heraushält, unsere

Welt ein Stück friedlicher. Die Neutralität bildet auch eine bessere Grundlage gegenüber der Bedrohung des weltweiten Terrorismus als die Parteinahme. Denn wer sich in einen Konflikt hineinziehen lässt, wird auch zur Zielscheibe.

Die Leistung guter Dienste ist zwar keineswegs das Privileg des Neutralen. Die Leistungsempfänger bringen aber erfahrungsgemäss dem unparteiischen, machtlosen Neutralen mit seiner langen Dienstleistungserfahrung ein besonderes Vertrauen entgegen. Umgekehrt hat auch der Neutrale ein Interesse, sein Abseitsstehen in den Konflikten dieser Welt nicht als Drückebergerei oder Schwarzfahreei erscheinen zu lassen und so seine neutralitätsbedingte Zurückhaltung auszugleichen: Die Asylgewährung an echte Flüchtlinge, das Rote Kreuz, die Katastrophenhilfe, die Wahrnehmung von Schutzmandaten, der Sitz internationaler Organisationen dürften nach sachlichen Kriterien den Vorwurf des Nationalegoismus für die Schweiz entkräften.

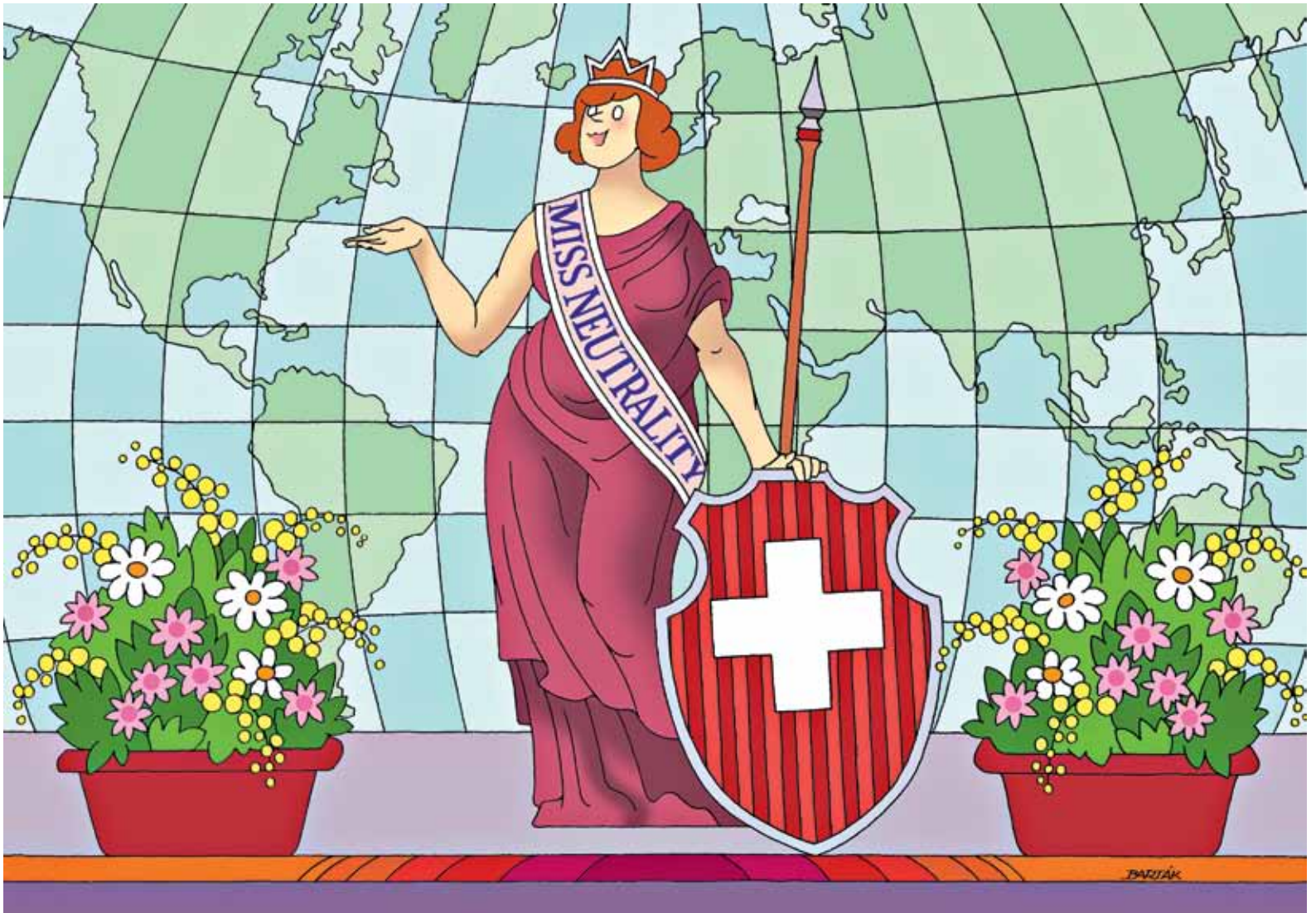
Garantin der Meinungsfreiheit

Unsere Neutralität ist nicht Selbstzweck oder blosser Gewohnheit, sondern sie sichert uns die Unabhängigkeit, und zwar neben der politi-

schen vor allem die geistige und die moralische Freiheit des selbständigen Urteils. Unser Staat ist keine Institution der Moral, sondern der Rechtsschöpfung und Rechtswahrung. Er ist ein reiner Zweckverband und unter keinen Umständen ein moralischer Vormund, weder der Bürger noch der Völkergemeinschaft. Ideale zu bilden und zu verwirklichen, ist Sache der

Die Neutralität bedeutet den freiwilligen Verzicht auf äussere Machtpolitik.

Menschen, der Familien, der Kirchen, der Vereine, aber niemals des Staates. Die politische Neutralität hat nicht zuletzt den Sinn, die Unabhängigkeit unseres Urteils zu gewährleisten. Der Staat hat nicht das Recht, uns Bürger auf eine bestimmte moralische Linie festzulegen. Die immer häufigeren moralisierenden Stellungnahmen aus Bundesbern zu allen möglichen internationalen Problemen sind fragwürdig und unakzeptabel. Wir Schweizerinnen und Schweizer verpflichten Regierung, Diplomatie und Verwaltung zum Stillsitzen, damit sie nicht in unserem Namen reden, wo sie



Immer eine passive Haltung.

schweigen sollten. Damit sie uns nicht in Konflikte hineinziehen, die dann die Bürger auslöffeln und aus dem Portemonnaie oder gar mit ihrem Leben bezahlen müssen.

Wir vernehmen heute unentwegt die Forderung nach einer «aktiven Neutralität». Der Begriff «aktive Neutralität» ist Ausfluss eines undisziplinierten Denkens, denn es handelt sich um einen Widerspruch in sich selber: Neutralität ist nämlich immer eine passive Haltung. Dennoch wird die bewährte schweizerische «Diplomatie des Vorbildes» zunehmend durch eine «Diplomatie des erhobenen Zeigefingers» verdrängt. Die Ergebnisse dieser «Aktivierung» sind nicht vertrauensbildend: Wir hören heute eine zunehmende Politik der Phrasen, die einfach das wiederholt, was international gerade üblich ist. Es ist eine Politik des blossen Mitschwimmens im Chor der Unwahrhaftigkeit, der Heuchelei, der Sündenbockmentalität und der selbstgefälligen Unterscheidung zwischen «Guten» und «Bösen». Damit stossen wir andere Länder vor den Kopf, verärgern Handelspartner und schaffen sogar Feindschaften.

Neue Sinnggebung für die Neutralität

In der jüngeren Vergangenheit wurde mit riesigem Optimismus versucht, diese Welt durch multinationale Organisationen und Institutionen zu organisieren. Die Neutralität erschien dabei vielen als überständiges Relikt und als

isolationistische Fessel. Zwar konnte der nach dem Zweiten Weltkrieg etwas angezweifelte Leumund der schweizerischen Neutralität bei den Weltmächten durch die Leistung guter Dienste vorerst wiederhergestellt werden. Im Zuge der europäischen Integration wird unsere Staatsmaxime allerdings aufs Neue in Frage gestellt. Tatsächlich hat sich unsere Neutralität historisch angesichts der Spannungen zwischen unseren Nachbarn herausgebildet, und sie hatte sich vornehmlich gegenüber diesen Nachbarn zu bewähren. Wer die Neutralität lediglich als Mittel für den Kriegsfall zwischen

unseren Nachbarstaaten beurteilt, muss an ihrem Sinn zweifeln, seit sich diese Kriegsmöglichkeit als äusserst unwahrscheinlich darstellt. Doch ist der schweizerischen Neutralität seit ihren Ursprüngen ein neuer Sinn zugewachsen: Die vielgenannte Globalisierung hat zu einer Schrumpfung der Welt geführt, so dass jeder Staat seine Politik nicht mehr nur im Verhältnis zu seinen Nachbarn, sondern zu allen Ländern dieser Welt bestimmen muss. Unsere grundsätzliche Friedenspolitik nebst weltweiter Handelspartnerschaft und guten Diensten bietet dazu eine ausgezeichnete Grundlage. Wenn wir unserer Neutralität heute diesen weiteren, zeitgemässen Sinn geben, so wird sie noch lange gerechtfertigt bleiben.

Schon oftmals wurde unser kleines, neutrales Land durch Machtansprüche von aussen bedrängt. Heute ist es weniger eine aggressive Macht als eine überlaut und moralistisch vorgebrachte Ideologie des Grossräumigen, die uns herausfordert. Wenn wir diesem Druck standzuhalten vermögen, wird unser Kleinstaat mit seiner Neutralität nicht zerstört werden, sondern von neuem und gestärkt aufleuchten.



Christoph Mörgeli ist Historiker und SVP-Nationalrat.

A vibrant poster for a "Radio Top Hörerparty". The background is a black and white photograph of a large, diverse crowd of people, many with their arms raised in celebration. The text is overlaid in bold, white, sans-serif fonts on a black background. At the top left, it reads "RADIO TOP HÖRERPARTY". Below that, the date and location are given: "12. SEPTEMBER 2014 SALZHAUS WINTERTHUR". The featured acts are listed as "MIT MARC SWAY DJ TATANA UND SPECIAL GUESTS". A call to action says "RADIO TOP HÖREN UND TICKETS EXKLUSIV GEWINNEN!". At the bottom left is the website "WWW.TOPONLINE.CH". In the center bottom are social media icons for Twitter, Facebook, and Instagram, followed by the hashtag "#RADIOTOP30". On the right side, there is a circular logo for "RADIO TOP 30 JAHRE RADIO" featuring a lightning bolt symbol and three stars above it.

Und bist du nicht willig

Verbot von Bargeschäften über 100 000 Franken: Der Nationalrat hat gegen die Geldwäschereivorlage revoltiert. Doch die Finanzministerin gibt nicht auf. Jetzt versucht sie, widerspenstige Parlamentarier mit Hilfe der Bankiervereinigung auf Kurs zu zwingen. *Von Florian Schwab*

Durch den Ständerat waren die bundesrätlichen Vorschläge zur Geldwäscherei noch ge-
glitten wie ein Messer durch warme Butter.
Doch im Nationalrat biss Eveline Widmer-
Schlumpf (BDP) auf Granit: «Bundesrätin mit
wenig Rückhalt», «Nationalrat zerzaust Vor-
lage», «Geldwäscherei-Vorlage die Zähne ge-
zogen». Die Zeitungs-Titel waren nicht sehr
gnädig mit der Finanzministerin, als die
grosse Kammer des Parlaments Mitte Juni die
Geldwäschereivorlage in fast allen wichtigen
Punkten abschwächte.

Das Bargeldverbot für Transaktionen über
100 000 Franken? Gestrichen. Die Einstufung
jedes Parlamentariers als «Politically Exposed
Person» (PEP), bei denen Banken besondere
Sorgfaltspflichten anwenden müssen? Gestri-
chen. Steuerdelikte als Vortat zur Geldwäsche-
rei? Ja, aber nicht ab einer Hinterziehung von
300 000 Franken, wie es der Ständerat wollte,
sondern erst unter «absurd restriktiven» Be-
dingungen, wie die *Neue Zürcher Zeitung* irri-
tiert kommentierte. (Die Vorlage von Widmer-
Schlumpf hatte gar eine Schwelle von 200 000
Franken vorgesehen, ab der ein Steuerdelikt
ohne viel Federlesens als kriminelle Vortat zur
Geldwäscherei erklärt worden wäre). Melde-
pflichten für bisher anonyme Inhaberaktien?
Ja, aber mit Ausnahmen, die für eine Mehrzahl
der Schweizer Firmen mit Inhaberaktien zu-
treffen dürften.

Der nationalrätliche Widerstand hat das Fi-
nanzdepartement in Aufruhr versetzt, wie
man von Parlamentariern und Wirtschaftsver-
tretern hört. Eveline Widmer-Schlumpf
höchstpersönlich lud Anfang Juli die Spitzen-
vertreter der Finanzindustrie zu einem Tref-
fen nach Bern ein. Anwesend waren der Präsi-
dent der Schweizerischen Bankiervereinigung,
Patrick Odier, sowie sein Geschäftsführer,
Claude-Alain Margelisch. Dazu je ein Vertreter
der Grossbanken.

Wie die *Weltwoche* aus zuverlässiger Quelle
erfahren hat, fuhr Widmer-Schlumpf in dem
Treffen schweres Geschütz auf: Sollten die
Banken die bürgerliche Rebellion gegen die
Geldwäschereivorlage nicht wieder einfangen,
würde man die Interessen der Wirtschaftsver-
bände bei der Unternehmenssteuerreform III
nicht so erhöhen, wie sich dies bislang ab-
zeichne. Dabei stünde für die Wirtschaft deut-
lich mehr auf dem Spiel als bei der Geldwä-
schereivorlage. Kritiker der Finanzministerin
sehen sich in dem Verdacht bestätigt, dass die-
se in machiavellistischer Manier Themen



Machiavellistische Manier: Finanzministerin Widmer-Schlumpf.

verknüpfe, die inhaltlich nichts miteinander
zu tun haben, um sich ihre Mehrheiten zu
sichern.

Das Finanzdepartement bestreitet eine
solche Verknüpfung: «Ihre Information
stimmt nicht.» Die Bankiervereinigung bestä-
tigt zwar, dass man mit dem Eidgenössischen
Finanzdepartement «schon länger» im Ge-
spräch über die Geldwäschereivorlage sei und
dass man zeitlich auch nach der Nationalrats-
debatte darüber gesprochen habe. Zu einzel-
nen Treffen oder Inhalten könne man aber
nichts sagen, so Sprecher Thomas Sutter.

Wer hat Angst vor der grauen Liste?

Die dissidenten Parlamentarier selber, welche
Widmer-Schlumpfs Vorlage zerzaust haben,
stellen fest, dass der Druck steigt. Es gebe star-
ke Kräfte, vor allem aus der Bankiervereini-
gung, aber auch aus dem Wirtschaftsdach-
verband Economiesuisse, welche darauf
hinwirkten, dass der Nationalrat im Kräfte-
messen mit dem Ständerat klein beigebe.
«Das Ziel ist, dass der Ständerat die Oberhand
behält», sagt ein Interessenvertreter.

Auf Anfrage geben sich sowohl Economie-
suisse als auch Bankiervereinigung über das
Scheitern des Bargeldverbots erfreut, in den
restlichen Punkten bewerben sie aber mehr
oder weniger offen die bundesrätliche (und

ständerätliche) Position. Auch wenn das Bar-
geldverbot besonders anschaulich ist, bleibt
die technische Frage der Inhaberaktien für den
wirtschaftlichen Alltag mindestens ebenso
relevant. Sie ermöglichen, sich anonym an
einer Firma zu beteiligen.

Nach eigenem Bekunden geht es der Ban-
kiervereinigung mit ihrem Engagement dar-
um, zu vermeiden, dass die Schweiz in der
nächstes Jahr stattfindenden Länderprüfung
der Groupe d'action financière (Gafi) auf eine
graue Liste komme und ihr Finanzplatz einen
Reputationsschaden erleide. Eine solche graue
Liste führt die Gafi aber gar nicht. In ihrem
letzten Länder-Reporting im Jahr 2005 schnitt
die Schweiz weit besser ab als andere wichtige
Finanzzentren. Einzelne Punkte, welche die
Gafi bemängelte, wurden dann bis 2009
zufriedenstellend gelöst, so dass der «reguläre
Follow-up-Prozess» abgeschlossen werden
konnte. Schon vorher hatte die Schweiz beim
Thema Geldwäsche kein ernsthaftes Reputati-
onsproblem.

Umso mehr wundern sich bürgerliche Geg-
ner der Geldwäschereivorlage, dass die Bran-
chenvertreter im Auftrag Widmer-Schlumpfs
im Parlament weibel. Und sie befürchten,
dass der Wind kehrt: Bereits wackeln die Mehr-
heiten bei CVP und FDP. In der Herbstsession
fallen die Würfel. ○



Sonderbarer Bruderzwist: Rektor Vergauwen.



Spitzkehr: Kommissionspräsident und Staatsanwalt Julmy.

Kafka in Freiburg

Eine Medizinstudentin der Universität Freiburg verlangt Einsicht in ihre Prüfungsergebnisse. Das banale Begehren führt zu einem kafkaesken Irrgang durch die Instanzen. Verschiedene Justizorgane bis hinauf zum Kantonsgericht widersprechen sich gegenseitig. Und manchmal auch sich selber. *Von Philipp Gut*

Milena Bauer (Name geändert) studiert eigentlich Medizin an der Universität Freiburg. «Eigentlich» muss man sagen, weil die Studentin seit bald einem Jahr nicht weiss, ob sie weiterstudieren darf oder nicht. Der Fall gleicht einer Justizposse, wie man sie aus den Romanen Franz Kafkas kennt. Beteiligt sind nicht nur Instanzen von Fakultät und Universität, sondern auch das Freiburger Kantonsgericht.

Angefangen hatte alles im Januar 2013. Milena Bauer verfehlte knapp das nötige Resultat der Prüfung im dritten Semester. Wie es die Regeln vorsehen, durfte sie trotzdem weiterstudieren. Das nächste Semester bestand sie. Bei der Wiederholungsprüfung vom dritten Semester scheiterte sie wieder knapp.

Die Medizinstudentin hatte ein banales Anliegen. Sie wollte die nicht bestandene Prüfung und die Benotung durch die Professoren anschauen – mit nachvollziehbarem Lösungs-

schlüssel. Doch bereits hier stellte sich das erste Problem. Solche Prüfungseinsichten sind nur mittels Rekurs möglich. Um aber den Rekurs begründen zu können, muss man wissen, wie die einzelnen Prüfungsantworten benotet worden sind. Eine logische Herausforderung.

Uni pfeift Fakultät zurück

Im September 2013 reichte Milena Bauer einen Rekurs bei der zuständigen Rekurskommission der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät ein. Doch deren administrative Leitung, das Dekanat, teilte ihr Ende September mit, sie sei «definitiv» vom Studium ausgeschlossen. Begründung: Die Studentin habe die «Evaluation einer Anrechnungseinheit» – also die Zwischen- oder Semesterprüfung – zweimal nicht bestanden.

Auf den Rekurs ging die Fakultät nur in einer kleingedruckten Fussnote ein: «Ein Rekurs hat

keine aufschiebende Wirkung.» Sie verwies auf Art. 20 des Reglements über die Erlangung des Bachelor of Medicine und die vorklinischen Studien der Zahnmedizin, datierend vom 26. Oktober 2009. Bloss: Im bemühten Artikel sucht man den Passus, dass ein Rekurs keine aufschiebende Wirkung habe, vergeblich. Vielmehr halten die universitären Richtlinien fest (Art. 17, Reglement über die Organisation und das Verfahren der Rekurskommission), dass Rekurse aufschiebende Wirkung haben, sofern diese aufschiebende Wirkung nicht ausdrücklich entzogen wird. In der erwähnten Randnotiz des Dekanats war dies aber nicht der Fall.

Nachdem das Dekanat der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät die Studentin, wie erwähnt, bereits «definitiv» vom Studium ausgeschlossen hatte, antwortete die Rekurskommission nachträglich doch noch auf die Beschwerde. Am 4. November 2013 wies sie

diese ab. Auch hier lief einiges schief. Wie die Anwältin der Studentin moniert, wurde ihrer Mandantin das rechtliche Gehör verweigert. Zudem seien die Prüfungsbewertung und die erzielten Noten von der Rekurskommission gar nicht überprüft worden. Auch inhaltlich sei die Ablehnung des Rekurses daher unbegründet.

Nun wandte sich Milena Bauer an die nächsthöhere Instanz, die Rekurskommission der Universität (nicht mehr der Fakultät) und stellte zusätzlich ein Begehren um vorsorgliche Massnahmen, damit sie weiterstudieren konnte. Damit war die Angelegenheit in prominenten Händen. Präsident dieser Kommission ist Markus Julmy, der zugleich als Stellvertreter der Generalstaatsanwalt amtiert. Klarer wurde der Fall deswegen nicht. Julmy wies ohne Abwägung der Interessen, wie Bauers Anwältin kritisiert, die vorsorgliche Massnahme ab, die der Studentin die Teilnahme an den Prüfungen des nächsten Semesters gestattet hätte.

Ohne Grundlage entschieden

Bereits der Zwischenstand lässt einem den Kopf brummen: Die Fakultät hatte Milena Bauer «definitiv» vom Studium ausgeschlossen. Faktisch aber wurde sie Anfang Oktober dennoch für das kommende Wintersemester immatrikuliert. Sie nahm sogar an Praktika teil. Zur nächsten Prüfungsrunde anmelden durfte sie sich hingegen nicht. Wer sollte da noch drauskommen?

In der immer unübersichtlicher werdenden Situation wandte sich die Studentin an das Freiburger Kantonsgericht. Dieses fand in seinem neunseitigen Urteil vom 14. Januar 2014 klare Worte. «Eigenartig ist das erstinstanzliche Verfahren allemal.» Die Fakultät habe ohne Grundlage entschieden, als sie verfügte, Bauer habe die Examen endgültig nicht bestanden. Denn damals sei «der massgebliche Sachverhalt für einen Ausschluss noch gar nicht gegeben» gewesen. Weil die Beschwerde über die Notengebung noch hängig war, «lag dazu noch kein rechtskräftiger Entscheid vor, der einen definitiven Ausschluss hätte begründen können», so das Gericht. Auch der ablehnende Entscheid des Uni-Rekurskommission sei «zumindest fragwürdig».

Fazit: Das Kantonsgericht hiess die Beschwerde der Studentin gut. Der Entscheid der Universität betreffend vorsorgliche Massnahmen wurde aufgehoben und das Gericht wies die Fakultät an, die Beschwerdeführerin zur Anmeldung und Absolvierung der Prüfungen des neuen Semesters im Januar 2014 zuzulassen. Schliesslich sprach das Gericht der Studentin auch eine Prozessentschädigung zu.

War die Odyssee damit zu Ende? Fehlanzeige. Obwohl Bauer vor Gericht recht bekommen hatte, stellte sich die Mathematisch-Medizinische Fakultät weiter quer. Sie missachtete die Weisung des Kantonsgerichts und teilte der Studentin am 10. Februar 2014 mit, sie sei vom

Medizinstudium im Frühlingsemester ausgeschlossen. Dieser Bescheid kam wenige Tage vor Beginn des Semesters – ein Muster, das sich wiederholte. Die Anwältin der Studentin wirft der Fakultät vor, das Verfahren absichtlich zu verschleppen. Auch die Rekurskommission der Uni stellte sich jetzt auf die Seite der Studentin und rügte die ihr untergeordnete Schwesterkommission auf Fakultätsebene, «den Entscheid des Kantonsgerichts zu missachten».

Der nächste Akt im wirren Hickhack innerhalb der Freiburger Universität ereignete sich am 26. Februar 2014. Die Uni-Rekurskommission erlaubte Bauer nunmehr, weiterzustudieren und Prüfungen abzulegen. Der Fakultät warf sie «überspitzten Formalismus» vor.

Doch noch immer gab sich die widerspenstige Fakultät nicht geschlagen. Der inneruniversitäre Clinch zwischen den beiden Rekurskommissionen spitzte sich weiter zu. Die Fakultätsrekurskommission widersetzte sich nicht nur dem Entscheid des Kantonsgerichts, sondern auch der Anweisung der ihr übergeordneten Rekurskommission der Uni. Am 6. März legte die Fakultät gar Beschwerde gegen den Beschluss der Uni ein.

Pikant: Involviert in diesen sonderbaren Bruderzwist ist das oberste Personal der Uni. Nun griff selbst der Rektor ein, der Fundamentaltheologe Guido Vergauwen. Im Namen der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät legte dieser am 6. März 2014 seinerseits wieder Beschwerde gegen den Präsidialentscheid der universitätseigenen Rekurskommission ein. Der Fall strebte seinem kuriosen Gipfel zu: Jetzt widersprach sich auch die Uni-Leitung selber, der Rektor stellte sich gegen die eigene Rekurskommission. Die Beschwerde des Rektors richtete sich an das Kantonsgericht. Dieses hatte erneut zu entscheiden.

Der Präsident der Uni-Rekurskommission und stellvertretende Vize-Generalstaatsanwalt, Markus Julmy, liess sich vom Einschreiten des Rektors vorläufig nicht beeinflussen und erklärte zuhänden des Gerichts, die Kommission sehe sich nicht veranlasst, auf ihren Entscheid zurückzukommen. Es bestehe kein Grund, Milena Bauer vom Studium und von weiteren Prüfungen auszuschliessen.

Der nächste Akt fand dann am 31. März 2014 statt. Der I. Verwaltungsgerichtshof des Freiburger Kantonsgerichts entschied, nicht auf die Beschwerde des Rektors und der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät einzutreten. Einen materiellen Entscheid, ob Milena Bauer weiterstudieren könne, fällte das Gericht hingegen nicht. Es gab den Fall zurück an die Rekurskommission der Universität, die bisher die Erlaubnis zur Fortsetzung des Studiums gegeben hatte.

Milena Bauer durfte sich in Anbetracht des zweimaligen positiven Gerichtsentscheids und der Position der Uni-Rekurskommission berechtigte Hoffnungen machen, dass der Fall in

ihrem Sinn entschieden wird. Doch sie täuschte sich. Am 2. Mai vollführte die Rekurskommission der Uni mit Staatsanwalt Julmy an der Spitze eine erneute Spitzkehre. Sie hob ihren eigenen Entscheid vom Februar, wonach Bauer superprovisorisch weiterstudieren dürfe, auf. Dies, obwohl sich an der Sachlage nichts geändert hatte.

Dieser überraschende Entscheid wurde von Bauer wiederum ans Kantonsgericht gezogen, das ihr einmal mehr recht gab. Das Gericht hob den Entscheid der Uni-Rekurskommission vom 2. Mai auf. Diese sei gar nicht mehr zuständig gewesen, befanden die Richter. Die Studentin hätte sich dann laut Gericht wieder an die Rekurskommission der Fakultät wenden müssen, um erneut die Zulassung zum Weiterstudium zu erreichen. Darauf verzichtete sie, angesichts der Vorausschbarkeit eines negativen Entscheids.

«Formelle Rechtsverweigerung»

Noch ist die verworrene Geschichte nicht zu Ende. Milena Bauer ist jetzt zwar vom Weiterstudium ausgeschlossen. Doch noch immer läuft das Hauptverfahren um Beurteilung der vor eineinhalb Jahren nicht bestanden Prüfung. Es bleibt offen, ob die damalige Benotung korrekt war oder nicht. Der Ausschluss erfolgte, ohne dass diese entscheidende Frage geklärt worden wäre. Die Rekurskommission der Uni versität hiess die Beschwerde von Milena Bauer gut und wies den Fall einmal mehr an die Rekurskommission der Fakultät zurück. Die Uni-Rekurskommission berief sich in ihrer Kritik an der Fakultät auf das Bundesgericht. Dieses hält in einem massgebenden Urteil fest, es sei unzulässig, wenn eine Behörde grundsätzlich und von vornherein Akteneinsicht ablehne. Sie begehe damit eine formelle Rechtsverweigerung.

Trotzdem weigert sich die Rekurskommission der Fakultät nach wie vor, Einsicht in die Prüfungsakten zu gewähren. Sie verzögert das Verfahren weiterhin – wohl in der Absicht, die Studentin zu zermürben und sie dazu zu drängen, auf das ihr gemäss Gericht zustehende Recht zu verzichten und sich für ein anderes Studium zu entscheiden, bei dem sie tatsächlich auch Vorlesungen besuchen kann.

«Eigenartig»: Diesem oben zitierten Verdikt des Kantonsgerichts kann man sich nur anschliessen. Die Universität Freiburg bildet auch Juristen und Anwälte aus. Es erstaunt, dass sie offensichtlich nicht imstande ist, ein verfahrensrechtlich korrektes Prüfverfahren durchzuführen. Auch dass die untergeordnete Instanz Anordnungen der höheren Instanzen fortgesetzt missachtet, widerspricht den rechtsstaatlichen Gepflogenheiten. Man kann der Universität Freiburg nur wünschen, dass sie den Fall in den Lehrplan aufnimmt. Als abschreckendes Beispiel für juristische Inkompetenz und Willkür. ○

Die Rätsel des Verlangens

Warum riskieren Politiker Kopf und Kragen für ein Sexabenteuer? Warum wollen schwangere Frauen mit ihren Männern schlafen? Was die Wissenschaft über den Sexualtrieb weiss.

Von Beatrice Schlag

Die Implosion von Stadtmann Geri Müller ist neu für die Schweiz. Noch nie hat ein einheimischer Politiker mit Selfies seiner Geschlechtsteile Schlagzeilen gemacht. Die Reaktionen der Medien waren Beweis für die Neuheit: Es herrschte plötzlich unideologische Meinungsvielfalt. Während die gemässigte *Schweiz am Sonntag*, die die Geschichte als erste veröffentlicht hatte, Müllers Verhalten untragbar fand, verteidigte die nicht der Nähe zu grüner Politik verdächtige *Weltwoche* mit Vehemenz das Recht des grünen Politikers auf Privatsphäre.

Mit anderen Worten: Wir gehen mit etwas um, wofür wir noch kaum Kriterien haben. Ein Politiker, der nur mit einem T-Shirt bekleidet in seinem Amtszimmer seinen erigierten Penis ablichtet, ist erotisch keine erfreuliche Vorstellung. Die Blowjobs, die sich Bill Clinton im «West Wing» des Weissen Hauses von Volontärin Monica Lewinsky geben liess, waren besser nachvollziehbar. In den Jahren danach häuftensich die bekanntgewordenen Sexgeschichten von Politikern, vor allem in den USA.

Ausführliche Reuebekenntnisse

Der verheiratete John Edwards, 2008 neben Hillary Clinton und Barack Obama aussichtsreichster Kandidat auf die demokratische Präsidentschaft, schwängerte im Wahlkampf eine Kampagnenhelferin und bezahlte danach seinen Assistenten dafür, dass dieser sich als Vater des Kindes ausgab. New Yorks Gouverneur Eliot Spitzer musste zurücktreten, nachdem bekannt wurde, dass er regelmässig Luxusprostituierte aufsuchte. South Carolinas Gouverneur Mark Sanford, Ehemann und Vater von vier Kindern, verschwand 2009 während einer Woche, ohne jemandem seinen Aufenthaltsort mitzuteilen. Bei seiner Rückkehr gestand er, seine Geliebte in Argentinien besucht zu haben. Der New Yorker Kongressabgeordnete Anthony Weiner, der wie Geri Müller Nacktbilder von sich verschickt hatte, musste 2011 von seinem Mandat zurücktreten. Nach ausführlichen Reuebekenntnissen kandidierte er zwei Jahre später für das Bürgermeisteramt in New York und verlor kläglich, weil während des Wahlkampfes neue Nackt-Selfies publik wurden. Der Mann, der zu den grössten Talenten der Demokratischen Partei gehörte, wird nie mehr ein nennenswertes politisches Amt innehaben.

Warum riskieren Männer ihr Ansehen, ihre beruflichen Träume und nicht selten ihr Geld für kurze Momente sexueller Erregung, zumal mit Frauen, in die sie meist nicht einmal verliebt

sind? Natürlich trifft das nicht nur auf Politiker zu. Aber bei Politikern, die Jahrzehnte in ihre Karriere investierten und von Berufs wegen in der Öffentlichkeit stehen, scheint es rätselhafter als Seitensprünge von Vertretern, die auf Geschäftsreisen fremdgehen oder ihre auf dem Hotelbett geknipsten Nackt-Selfies verschicken. Selbst Film- und Sportstars fallen nicht so tief wie Politiker, wenn ihre sexuellen Eskapaden entdeckt werden. Brad Pitt, Jude Law und Ashton Kutcher sind nach wie vor gut im Geschäft. David Beckham, Diego Maradona und Franz Beckenbauer blieben unantastbare Idole.

Der bislang einzige Politiker, der zu dem unsinnigen sexuellen Risiko, das ihn seinen Traum vom Weissen Haus kostete, etwas Nachvollziehbares sagte, war John Edwards. «Ich kam aus dem Nichts, arbeitete hart, wurde ein erfolgreicher Anwalt, ein junger Senator, dann Anwärter auf die Präsidentschaftskandidatur», sagte er in einem Fernsehinterview. «All das

Jahrzehntelang ging die Mär vom Mann, der seinen Samen möglichst breit streuen wolle.

nährte eine Egozentrik und einen Narzissmus, die mich glauben machten, ich sei unbesiegbar, ich könne tun, was ich wolle, es würde keine Folgen haben.»

Die Frage drängt sich auf, warum einem kein Name einer Politikerin einfällt, die wegen Untreue oder sexuell expliziter Selfies nennenswerte Schlagzeilen machte. Nur Katharina II. kommt einem in den Sinn, und das ist mehr als 200 Jahre her. Heute sind Frauen laut Statistiken kaum noch treuer als Männer. Bedeutet das, dass in der Öffentlichkeit stehende Frauen verantwortungsvoller, diskreter oder einfach vorsichtiger sind? Die amerikanische Psychologieprofessorin Marta Meana vermutet einen anderen Grund: «In Wahrheit», sagt Meana, «ist die weibliche Lust narzisstisch, nicht beziehungsorientiert.» Die kanadische Forscherin Meredith Chivers ist derselben Meinung: «Begehrt zu werden, ist für die weibliche Sexualität ein unglaublich mächtiger Faktor.» Während Männer sich an ihrer eigenen, gefühlt unzählbaren Animalität ergötzen, erleben Frauen sexuelle Lust ungleich stärker über das Verlangen der Männer nach ihnen. Deswegen können Frauen mit Pornografie und sexuellen Selfies meist wenig anfangen: Wo kein bewunderndes Gegenüber ist, hält sich die Lust in Grenzen.

Was ist diese Lust genau, die man früher als Sexualtrieb bezeichnete und die Geri Müller seine dunklen Seiten nennt? Was entfacht jenes Begehren, das Männer wie ihn um den Verstand bringt? Jahrzehntlang verbreiteten Evolutionsbiologen die Mär vom Mann, der seinen Samen instinktiv möglichst breit streuen wolle, um die Fortpflanzung zu sichern. Die männliche Untreue erklärte sich mithin durch den biologischen Drang zur Arterhaltung. Für Frauen hingegen war Untreue ein riskantes Unterfangen, weil sie danach unter Umständen ein Kind grossziehen mussten. Also konzentrierten sie sich darauf, einen seriösen und möglichst ressourcenreichen Mann an sich zu binden.

Dass der Mensch so umfassend von seinen Erbprogrammen geprägt sein soll, wird schon lange bezweifelt. Warum haben Männer gern Sex mit schwangeren Frauen und umgekehrt, wenn es doch vorwiegend um Arterhaltung geht? Warum hört die Lust auf Sex bei Frauen nicht mit der Menopause auf, obwohl das evolutionspsychologisch keinerlei Sinn macht?

Der renommierte deutsche Evolutionsbiologe Eckart Voland ist zwar überzeugt, dass die menschliche Vernunft wenig Chancen gegen naturgeschichtliche Erbprogramme habe, die das Verhalten steuern und deren einziges Kriterium die biologische Nützlichkeit ist. Das bedeute allerdings nicht, dass ein Ehemann zwingend fremdgehen muss, wenn er dazu Gelegenheit hat: «Die evolutionäre Programmanweisung lautet nicht: «Lauf jeder Frau hinterher, die du siehst.» Das wäre kein Erfolgsprogramm.» Vielmehr, so Voland, sei der Mann darauf programmiert, eine Kosten-Nutzen-Rechnung anzustellen, die allerdings keineswegs rational sei. Der Forscher hält Rationalität für eine Illusion.

Hydraulische Vorstellung von Sexualtrieb

Voland ist überzeugt, dass der Mensch seine Vernunft einzig für den Umgang mit Dingen einsetzt, für die er noch kein Programm hat. Alle andern Entscheidungen treffe der Mensch automatisch, auch wenn er glaube, seinen Verstand benutzt zu haben. Im Hinblick auf den Umgang mit Handys, Internet und sozialen Medien, für die der Mensch noch keine Programme entwickelt hat, scheint Volands Verstandestheorie allerdings reichlich kühn.

Der Gedanke, sexuell einzig ein durch die Evolution bedingtes Wesen zu sein, sitzt nach wie vor tief. «In vielen Köpfen von Männern gibt es eine hydraulische Vorstellung von Sexu-



«Ein wildes Tier»: Ex-Präsident Bill Clinton.

Und ewig lockt der Sex

Von Heinrich VIII. bis Hollande: Die Mächtigen dieser Welt waren zu jeder Zeit erfinderisch, wenn es um Affären ging. Von Werner Vogt

Der französische Präsident François Hollande, der verschämt auf einem Motorroller zu seiner Geliebten fuhr, ist ein Waisenknabe im Vergleich zum berühmten Sonnenkönig Louis XIV. Abgesehen davon, dass er seine Frau und mehrere Geliebte sehr regelmässig beglückte, gönnte er sich jede erdenkliche Eskapade – ob mit einer Marquise oder einer Magd, war ihm dabei ziemlich egal. Eine physische Trennung zwischen Amts- und anderen Geschäften gab es nicht, Regierungstätigkeit und libidinöse Beschäftigungen gingen in Versailles fließend ineinander über. Amtrräume waren auch Lusträume.

Es ist, als ob etwas von diesem libertären Geist bis heute in Frankreich weiterlebte. Im Februar dieses Jahres führte das Magazin *Le Parisien* eine Umfrage durch. Auslöser war die Tatsache, dass es vor Hollande kein Präsident geschafft hatte, innert so kurzer Zeit mehr oder weniger die ganze Nation gegen sich aufzubringen. Resultat des *sondage*: 56 Prozent der befragten Franzosen möchten am liebsten Dominique Strauss-Kahn an der Staatsspitze sehen – DSK führte um Pferdellängen. Die «Sofitel»-Affäre von New York, die ihn das Amt als Präsident des Internationalen Währungsfonds kostete und gleichzeitig der letzte Nagel im Sarg seiner Ehe mit der Starjournalistin Anne Sinclair war, scheint ihm vom Volk vergeben worden zu sein.

Aber Frankreich ist nicht Grossbritannien. Zwar wagte König Heinrich VIII. den Bruch mit dem Papst, um klarzumachen, dass er und nur er sein Liebesleben bestimme. Er ist berühmt für seine sechs Frauen. Aber schon zu Beginn des 20. Jahrhunderts tickte nicht nur der Big Ben anders, sondern alle Uhren in Grossbritannien. Eduard VIII. musste 1936 als König des United Kingdom zurücktreten, weil er zu seiner Liebe zur geschiedenen Wallis Simpson stand. Aus heutiger Sicht eine absurde Katharsis.

Angesichts des moralischen Rigorismus Grossbritanniens in der *abdication crisis* von 1936 konnte Präsident Kennedy doch enorm dankbar sein für die Diskretion, die damals in Washington noch herrschte. Nicht nur sah sein Umfeld bei seinem schon manischen Konsum von immer neuen attraktiven Frauen systematisch zur Seite, nein, er war seiner Sache so sicher, dass er sich beim



Jede erdenkliche Eskapade: Louis XIV.

mittäglichen Schwimmen im Pool des Weissen Hauses von zwei nackten Assistentinnen aus dem Korsett helfen liess (Kennedy hatte ein schweres Rückenleiden). Marion «Mimi» Fahnestock (sie war nicht sehr gut in Steno und Tippen) aus dem Pressestab des Weissen Hauses wurde, wenn es sein musste, mit Air-Force-Jets zu Schäferstündchen geflogen. Selbst während der Kubakrise von 1962, als die Welt am Rand einer nuklearen Konfrontation stand, wurde Mimi zur Regulierung des präsidentialen Testosteronspiegels in JFKs Gemächer geleitet.

Was die Welt von heute grundsätzlich von derjenigen des Sonnyboy-Präsidenten und Lieblings der westlichen Welt unterscheidet, ist Folgendes: Einerseits hat mit der Erfindung des Internets und der Weiterentwicklung im Bereich der sozialen Medien eine technologische Revolution stattgefunden, die der Erfindung des Buchdrucks, der Dampfmaschine und der Kernspaltung in nichts nachsteht. Ein Fehltritt in Washington ist innert Sekunden global bekannt.

Aber nicht erst seit es Facebook gibt, ist die Schonzeit für Politiker, Manager, Stars aus dem Showbusiness und überhaupt für jeden und jede vorbei. Die Medien sind in den fünfzig Jahren seit JFKs frivolem Gaukeln im Weissen Haus massiv kämpferischer bis hin zu masslos aggressiv geworden. Dies hat seine guten Sei-

ten, wie zum Beispiel bei der Enthüllung des Watergate-Skandals, genauso wie seine problematischen bis abscheulichen Aspekte. Für die verstorbene Lady Diana, Princess of Wales, war die britische Boulevard-Journaille der nackte Horror. Egal, ob die Affäre mit ihrem Reitlehrer, Captain Hewitt – der Stilllose wollte ihre Liebesbriefe versilbern –, oder das Verhältnis mit dem *filis à papa* eines Milliardärs, kein Thema war zu banal, kein Foto zu blöd, um publiziert zu werden. Ihre Schwägerin «Fergie» wurde von einem Paparazzo am Schwimmbadrand herangezoozt, als sie sich von ihrem Private Banker die grosse Zehe lutschen liess (so entstand 1992 in London der Begriff «toe job»).

Nicht jeder hat das Glück der Diskretion von General Dwight D. Eisenhower, dem Oberkommandierenden von «Operation Overlord» (die Landung in der Normandie vom 6.6.1944), der ein ehemaliges Model, Captain Kay Summersby Morgan, zur Geliebten hatte. Die Liaison wurde erst Jahrzehnte später publik.

Wer als öffentliche Persönlichkeit frivolen Freizeitbeschäftigungen frönt, der tut gut daran, finanziell unabhängig und damit nicht angreifbar zu sein. So gestand der von der Presse durch den Kakao gezogene Alt-Tennisstar Boris Becker bezüglich der «Besenkammer-Affäre» (ein Koitus mit Folgen), dass es eben nicht in der Kammer, sondern sogar im Korridor geschehen sei. Gefährlicher leben Manager und sogar Verwaltungsräte, wenn sie wegen privater Ausschweifungen von den Medien angeschossen werden. Sie werden – wie der CEO einer Schweizer Kantonalbank Anfang Jahr – umgehend fallengelassen, wenn das mediale Sperrfeuer eröffnet ist. Allen, die durch die Medien blossgestellt wurden, bleibt jedoch ein Trost. Jeder noch so deftige Skandal wird irgendwann durch einen noch deftigeren oder neuen abgelöst. Die Hunde bellen, und die Karawane zieht weiter.

Angesichts der Skandalisierung von privaten Tätigkeiten unter konsensualen Erwachsenen wünscht man sich die Zeiten des Duke of Wellington zurück. Der berühmte Feldherr und Sieger über Napoleon in Waterloo wurde einst von einem schmierigen Buchautor erpresst: Entweder der Duke zahle, oder aber seine Erlebnisse mit einer Dame der käuflichen Liebe würden publiziert. Obwohl verheiratet und deshalb nicht unverwundbar in Sachen Enthüllungen, antwortete Wellington kurz und knapp: «Publish and be damned!» («Schreib's doch und fahr zur Hölle!») – Cool.

Werner Vogt hat über das Churchill-Bild in der NZZ promoviert. Der langjährige Journalist ist Kommunikationsberater und Publizist in Küsnacht.

altrieb», sagt der Berner Paartherapeut Klaus Heer. «Da ist eine wenig beeinflussbare Spannung, ein Druck auf der Leitung. Daraus resultiert Erregung, die auf Abfuhr drängt. Die Spannungsabfuhr gilt als «naturegeben» und eigentlich unabhängig vom Willen des Menschen.» Es treffe vor allem auf Männer zu, sagt Heer, dass sie glauben, sie bräuchten «das»: «Ein vierzigjähriger Unternehmer sagte mir einmal eindringlich: «Ich muss unbedingt jede Woche zweimal meinen Sack leeren können, sonst bin ich neben den Schuhen.» Dabei nimmt kein Mensch irgendwie gearteten Schaden, wenn er nicht an Sexualität herankommt und sexuell auf Nulldiät leben muss oder will.»

Heer glaubt, das Motivationssystem, sich sexuell zu paaren, sei höchst vielschichtig. «Das Begehren stammt aus unseren genetischen Programmen und gleichzeitig aus den sexuellen Erfahrungen, die Menschen miteinander machen. Menschen sind nicht ungerichtet heiss wie rammliche Tiere. Bei uns ist Sexualität etwas Persönliches, Zwischenmenschliches. Sie ist eine Luxuseinrichtung, die nur bei geeigneten beziehungsklimatischen Bedingungen zum Zuge kommen kann. Und sie ist die vermutlich zerbrechlichste Dimension der Liebe. Sie bröckelt meist zuerst, wenn die Beziehung zu klemmen beginnt.»

Sexuelle «Drehbücher»

In den siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts begannen Soziologen, über die biologistischen Theorien über rein evolutionär bedingte Sexualtriebe nachzudenken. War der Mensch wirklich eine Art sexueller Schnellkochtopf, der irgendwann Dampf ablassen musste? War der Trieb, sich zu paaren, nichts als ein körperlicher Spannungszustand, wie Freud behauptet hatte? «Der Trieb war die leitende Metapher für das Verständnis der Sexualität bis weit ins 20. Jahrhundert», schrieb der deutsche Sexual-

wissenschaftler Gunter Schmidt. Aber Freud habe ausser Acht gelassen, dass Sexualität um 1900 gesellschaftlich stark tabuisiert und strengen Regeln unterworfen war. «In einer solchen Situation», so Schmidt, «wird die Sexualität zu einer Kraft, die impulshaft jederzeit Macht über uns gewinnen kann, ein wildes Tier, eingeschlossen in uns, gefährlich und immer ausbruchsbereit – eben ein Trieb.»

Das erste sexuelle Drehbuch wird in der Kindheit verinnerlicht.

Inzwischen war die westliche Gesellschaft deutlich weniger zugeknöpft. Die Forderungen der 68er nach freier Liebe, die Erfindung der Antibabypille und die Aufhebung des Konkubinatsverbotes hatten das, was als Sexualverhalten von Mann und Frau gesellschaftlich toleriert wurde, neu definiert. Mit ihrem 1973 erschienen Buch «Sexual Conduct» («Sexuelles Betragen») schrieb der Sexologe und Soziologe John H. Gagnon mit seinem Co-Autor William Simon, beide Mitarbeiter des Kinsey-Instituts, die Geschichte nicht um. Sie waren keine Fantasten, die die Evolution in Abrede stellten. Natürlich war die biologische Fähigkeit des Menschen angeboren, auf äussere Reize mit sexueller Erregung zu reagieren. Gagnon und Simon glaubten lediglich nicht daran, dass Biologie prägender sei als das, was sie die «sexuellen Drehbücher» (*sexual scripts*) nannten.

Das erste Drehbuch wird in der Kindheit verinnerlicht. Was erfährt man als Kind über Sexualität? Ohne viel zu wissen, bekommt man mit, dass es da etwas gibt, was den Erwachsenen offenbar wichtig ist. Bekommt man etwas Positives oder Negatives mit? Was sind die Verbote? Wie reagiert die Umwelt, wenn man seine Geschlechtsteile anfasst? Das zweite Skript sind

die ersten eigenen sexuellen Erfahrungen als Teenager und junger Erwachsener: Wie flirtet man? Wie küsst man? Wann darf man mehr, und wie stellt man es an im Bett? Welches Verhalten bringt Vorteile und Lustgewinn? Was sagen die andern dazu? Im dritten Skript findet die Entdeckung der ganz eigenen sexuellen Vorlieben statt. Was macht einen an? Welche Stimme, welche Geste, welcher Körper, welche Umgebung, welcher Geruch? Was gefällt einem beim Sex? Jeder entdeckt irgendwann, dass ihn etwas beim Sex antört, was er nicht zu sagen getraut, weil der Partner vielleicht zurückschrecken würde. Aber man weiss davon und sucht Wege, es zu leben. Sexuelles Verlangen, sagen Gagnon und Simon, sei die Eignung einer Person, «als Träger dessen zu dienen, worauf wir erotisch zu reagieren gelernt haben». Die eigenen Drehbücher werden laufend umgeschrieben. Wer mit zwanzig auf grosse Busen, markige Kinne, Barbies oder Machos fixiert ist, kann zehn Jahre später ganz andere Vorlieben haben. Das Buch von Gagnon und Simon ist Grundlage der «neuen kritischen Sexualstudien». Für Laien sind die Drehbücher einleuchtender als das Verdikt, ein Produkt evolutionär bedingter Konditionierung zu sein.

Eine Freundin erzählte, sie sei als Teenager bei einem Dreier entjungfert worden. Sie und ihre Freundin seien nach dem Sportunterricht in Turnhosen auf dem Bett eines Freundes gesessen. Und dann sei es eben passiert, sehr freundlich und unkompliziert. Es war der einzige Dreier ihres Lebens. Sie erzählte es ungefähr zwanzig Jahre später. Dass der Trieb sie bewog, aus der Turnhose zu steigen – kein Zweifel. Dass sie friedlich zusah, als auch ihre Freundin entjungfert wurde, ist nach der Skript-Theorie kein Rätsel, nur ein seltener Glücksfall: drei Menschen, deren sexuelle Drehbücher auf Anhieb zueinanderpassten, obwohl sie davon keine Ahnung hatten. ○

T
WIR GEBEN ALLES!
AUS LEIDENSCHAFT ZUM WEIN

Vinum

DAS GROSSE
GEWINNSPIEL

EUROPAS
WEINMAGAZIN



**GEWINNEN SIE SHOPPING-GUTSCHEINE
FÜR WEIN IM GESAMTWERT VON**

CHF 10'000.-

**JETZT MITMACHEN UND GEWINNEN:
www.vinum.ch/weinkeller**

SPONSORING-PARTNER



www.caratello.ch



www.mondovino.ch



www.moevenpick-wein.com



www.rutishauser.com

Teilnahmeschluss ist der 28. November 2014. Teilnahmeberechtigt sind alle Personen, die zum Zeitpunkt ihrer Teilnahme das 18. Lebensjahr vollendet haben. Die Gewinnerermittlung erfolgt mittels elektronischem Losverfahren, Ihre Daten werden nicht weitergegeben. Nähere Informationen unter: www.vinum.ch/weinkeller



Heilslehre für die Einfältigen und Hasserfüllten: Terroristen des Islamischen Staats mit erbeuteten Panzern im syrischen Raqqa.

Die neue Armee des Propheten

Im Irak ist der Vorstoss des Islamischen Staats gestoppt worden – dank amerikanischen Luftangriffen. In Syrien geht er dagegen weiter. Noch schaut der Westen einfach zu.

Von Kurt Pelda

Ein Auto taucht neben dem unsrigen auf, ein bärtiger Kämpfer lässt das Seitenfenster herunter und beginnt mit meinem Fahrer zu plaudern. Am Schluss halten beide Wagen an, die Syrer steigen aus, begrüßen sich, alte Freunde. Das Problem ist nur, dass wir uns wenige Kilometer von der westlichen Aussen-grenze des islamischen Kalifats entfernt aufhalten, auf einer Strasse, die direkt zur Front führt. Hier versuchen die Steinzeit-Islamisten, ihr «Staatsgebiet» in Richtung Mittelmeer zu erweitern. Kein Ort also für ein Plauderstündchen, sage ich dem Fahrer, doch der hört nicht auf mich. Die Sonne hängt gerade noch über den Hügeln am Horizont und taucht die Ge-

sichter der Anti-Assad-Rebellen in ein warmes Licht. Herrscht hier wirklich Krieg?

Die Ängste eines Journalisten in Syrien: Entführung durch kriminelle Banden, die Ausländer wie Hehler an die Steinzeit-Islamisten verkaufen, an die Fanatiker des Islamischen Staats von Abu Bakr al-Baghdadi. Oder die Terroristen schicken ein verummtes Rollkommando, das die Entführung gleich selbst in die Hand nimmt, weil sie erfahren haben, wo der Ausländer nächtigt. Oder sie warten an einer längst nicht mehr funktionierenden Tankstelle, wie im Fall der beiden französischen Journalisten Didier François und Edouard Elias, die erst nach acht Monaten und Bezahlung eines milli-

onenschweren Lösegelds wieder freikamen. In ihrem Fall hatten die Entführer einen Tipp bekommen, wann die beiden Reporter nach Aleppo fahren und welche Route sie benützen würden. Der Amerikaner James Foley hatte weniger Glück als die Franzosen.

Stahlkugeln und TNT

Anders als Foley bin ich mit einem Rudel von Leibwächtern unterwegs. Viele Kämpfer geben aber auch viel Plauderstoff, und darum stehen wir nun auf dieser Strasse, auf beiden Seiten Kartoffeläcker – ein Ziel, präsentiert wie auf dem Silbertablett, auch für eines von Assads Kampfflugzeugen. Ich bleibe im Auto, denn



gürtel enthält drei Kilogramm TNT und eine dicke Schicht kleiner Stahlkugeln. «Die reisen noch ein paar dieser Wahnsinnigen mit mir in den Tod.»

In letzter Zeit ist viel über Abu Bakr al-Baghdadi und seine Steinzeit-Islamisten gesagt und geschrieben worden, meistens von Leuten, die den Konflikt nur aus dem Fernsehen kennen. Wer den Blitzkrieg im Irak aber erklären will, muss zuerst den Ursprung des Problems verstehen, und der liegt in Syrien. Dort haben die Fanatiker grosse Mengen an Waffen erbeutet und konnten dank der löchrigen türkischen Grenze Tausende Dschihadisten aus dem Ausland rekrutieren. Dank dem Verkauf von Erdöl und den Lösegeldern für entführte Journalisten waren sie schon vor dem Siegeszug im Irak gut finanziert. Weil sie nur eine Ideologie kennen, nämlich die von Abu Bakr al-Baghdadi, erübrigen sich die Richtungsstreitigkeiten und internen Machtkämpfe, die so typisch sind für die Anti-Assad-Rebellen.

Disziplin gegen Chaos

Diese Uneinigkeit wird durch die ausländischen Brotgeber der Rebellen noch verstärkt. Die Türkei, Saudi-Arabien oder Katar, um nur einige Beispiele von Waffenlieferanten zu nennen, verfolgen unterschiedliche politische Ziele. Und das tun dann auch die von ihnen unterstützten Milizen. Der Islamische Staat ist dagegen nicht auf die Finanzhilfe ausländischer Staaten angewiesen, was nicht heissen will, dass private Geldgeber, vor allem auf der Arabischen Halbinsel, nicht trotzdem ihren Beitrag leisten.

Die Einheiten der Steinzeit-Islamisten sind straff geführt. Jeweils einer gibt Befehle, und die andern gehorchen. Das ist ein fast unschlagbarer Vorteil gegenüber den Myriaden von Anti-Assad-Milizen mit verwirrenden Kommandostrukturen und loser Disziplin. Ausserdem hat das Kalifat mit ehemaligen Offizieren von Saddam Hussein und anderen Irakern eine im Kampf gegen die Amerikaner gestählte Elite. Verstärkt wurde diese vor allem durch Hunderte mindestens so kriegserfahrener Tschetschenen, die bei vielen Angriffen die Speerspitze bilden. Der grosse Teil der europäischen Dschihadisten konnte vor der Reise nach Syrien dagegen keine militärische Ausbildung vorweisen, geschweige denn Kriegserfahrung.

Schon in Syrien, vor ihrer Offensive im Irak, haben die Dschihadisten sorgfältig am Bild gearbeitet, das sie von sich präsentieren wollen. Damit diese Propaganda nicht in Frage gestellt wird, bringen sie unabhängige inländische Journalisten einfach um und entführen die ausländischen. Damit haben sie die Deutungshoheit. Sie stellen sich als effizient, unbestechlich und ruchlos dar. Die vor der Videokamera zelebrierte Brutalität schüchtert Gegner ein und schlägt sie in die Flucht, ohne

dass die Dschihadisten einen einzigen Schuss abfeuern müssen. Was damit mitgeteilt wird, ist klar: «Unterwerft euch dem Kalifat, dann lassen wir euch leben. Sonst endet ihr mit einem Genickschuss oder kopflos.»

Expansion dank Terror

Wie schon die Nazis und viele vor ihnen wussten, ist Terror ein probates Mittel, um die Bevölkerung grosser Gebiete mit relativ wenig Bewaffneten in Schach zu halten. Öffentliche Exekutionen mit anschliessender Kreuzigung – auch vor den Augen von Kindern und jugendlichen Gaffern – schüchtern ein und brutalisieren die Rekruten von morgen. Subtilere Mittel, wie die Hilfe für die Armen und soziale Dienste, machen die Untertanen vom Islamischen Staat abhängig. Überall, wo die Fanatiker auftauchen, übernehmen sie als Erstes Getreidemühlen und Bäckereien. Mit der Kontrolle über das Grundnahrungsmittel Brot haben sie ein starkes Faustpfand in der Hand.

Aus dem Curriculum der Schulen entfernen sie angeblich unislamische Fächer wie Philosophie oder Chemie. Die Kinder sollen bloss Religion und die Sprache der Gewalt lernen. Der Islamische Staat kann sich das (vorerst noch) leisten, denn er lässt manche Beamte und Fachleute in der Strom- und Wasserversorgung auf ihren Posten – und bezahlt ihnen das Gehalt weiter. Dass sich die Fanatiker um solche Dienstleistungen kümmern, gibt ihnen in den Augen mancher Anhänger Legitimation. Und dann gibt es da die Profiteure in den Reihen der Kaufleute und Händler. Weil Abu Bakr al-Baghdadi die syrisch-irakische Grenze abgeschafft hat, blüht der Handel auf. Und der lukrative Verkauf von Erdöl und Treibstoff aus dem Islamischen Staat in Gebiete, die unter

ich möchte, dass mich möglichst wenig Leute zu Gesicht bekommen. Viele Leute reden viel, und der Islamische Staat hat seine Ohren fast überall.

Dann hält ein drittes Auto abrupt, zwei wild dreinblickende Typen steigen aus. Einer trägt einen dicken braunen Bauchgürtel, aus dem eine grüne Zündschnur ragt. Selbstmordattentate, eine weitere meiner Ängste. Doch der Mann will sich nicht in die Luft sprengen, sondern nur meinen Fahrer umarmen, alte Freunde. Das dicke grüne Kabel, das im Zünder einer russischen Handgranate endet, bleibt unberührt. Der junge Mann hat dunkelgelbe Zähne und heisst Abu Leith. Sein Bruder wurde von Häschern des Islamischen Staats gefangen, gefoltert und brutal ermordet. Abu Leith will nicht so enden. Lieber sprengt er sich in die Luft, statt den Terroristen lebend in die Hände zu fallen. «Sie sagen, dass wir keine Muslime seien. Dann dürfen sie mit uns machen, was sie wollen. Zuerst kommen die Schläge, dann die Folter, und am Schluss schneiden sie uns den Kopf ab.» Der Bauch-



Kein Ort für ein Plauderstündchen: Autor Pelda.

der Kontrolle des syrischen Regimes oder der Anti-Assad-Rebellen stehen, liegt ebenfalls in der Hand von Zwischenhändlern.

Am besten kümmert sich der Islamische Staat um seine Dschihadisten. Viele Araber aus Nordafrika, die sich in ihren Heimatländern keine Ehefrau leisten konnten, dürfen nun plötzlich heiraten und leben in requirierten Villen, die vorher Gegnern des Islamischen Staats gehörten. In jenen Regionen, die noch nicht von den Terroristen beherrscht werden, erzählen die Menschen, dass Familien im Islamischen Staat nicht nur Rekruten stellen müssten, sondern auch Bräute für die Dschihadisten. Jesidische Frauen aus dem Irak würden in Raqqa, der Hauptstadt des Kalifats, für 150 Dollar an Heiratswillige verkauft. Die Rede ist auch von Sklaven, wobei all diese Berichte schwer zu überprüfen sind. Der Nachbar eines Freundes erzählt, dass die Steinzeit-Islamisten seine Frau und Tochter entführt hätten und sie nun in den Irak bringen wollten.

Die Heuchelei der Islamisten

Dieben wird die Hand abgehackt, doch die Dschihadisten dürfen stehlen und rauben. Sobald jemand als Ungläubiger oder Abtrünniger gebrandmarkt ist, darf man ihn töten und seinen Besitz an sich nehmen. Dabei verlangt der Koran, dass ein Fünftel der Beute für Allah, den Propheten, die Waisen und Bedürftigen bestimmt ist. Wie schon die Nazis die Bedrohung durch das «Weltjudentum» an die Wand malten, um den Holocaust zu rechtfertigen, stellt der Islamische Staat seine Barbarei als Kampf gegen die weltweite Unterdrückung der Muslime dar. Man zelebriert die Opferrolle der Muslime (Stichwort «Islamophobie»), um dann mit reinem Gewissen morden und rauben zu können. Gewalttaten an Christen oder Andersgläubigen werden immer als Antwort auf diese Unterdrückung hingestellt, als Reaktion auf das imperialistische Gehabe der USA und ihrer Lakaien. Verdrängt wird dabei, dass die allermeisten Opfer der Fundamentalisten selber Muslime sind.

Das Kalifat wird so zum sympathischen David, der den Goliath Amerika bekämpft und sich für die Rechte der Muslime einsetzt. Das ist einer der Gründe, warum manche junge Muslime den Islamischen Staat und dessen Exponenten als cool empfinden. Die Propagandisten nutzen den in der arabischen Welt weitverbreiteten Minderwertigkeitskomplex gegenüber dem technisch, organisatorisch und militärisch weit überlegenen Westen. Es ist ein Weltbild oder, besser, eine Heilslehre für die Einfältigen und Hasserfüllten: Wer so lebt wie der Prophet Mohammed und den Koran wörtlich nimmt, ist auf dem Pfad der (Selbst-)Gerechten. Wenn alle zurück zu den Quellen der einzig wahren Religion finden, wird alles wieder gut. Vergessen sind die Schmach der Kolonialisierung, die arabischen



Zelebrierte Brutalität: Anführer Schischani.



Sprache der Gewalt: Terror-Opfer James Foley.

Niederlagen gegen das kleine Israel. Viele Steinzeit-Islamisten glauben an die Prophezeiung, dass in Syrien, nach langer Zeit der Unterdrückung, Mohammeds neue Armee entstehen werde. Es sei der letzte Dschihad der Menschheit, der Heilige Krieg, der zur Erlösung aller Muslime und zur Unterwerfung der Ungläubigen führe. Die Dschihadisten sind überzeugt, dass sie damit gemeint sind.

«Helfen in Not»

Und so marschieren sie weiter. Nach den Luftschlägen der Amerikaner im Irak und den ersten Niederlagen gegen die Kurden liess Abu Bakr al-Baghdadi seine Kriegsbeute, seine Panzer, auf Lastwagen und Sattelschlepper verladen und nach Syrien bringen. Dort sind sie vorerst sicher vor den amerikanischen Kampfjets. Dann machte er, was er immer tut, wenn er Rückschläge einstecken muss: Er eröffnete eine neue Offensive an einem anderen Ort. Diesmal im Westen, um die Anti-Assad-Rebellen aus der Region zwischen Aleppo und der türkischen

Grenze zu vertreiben, aus einem strategisch wichtigen Gebiet also. Ziel ist unter anderem die Grenzstadt Azaz.

Dort habe ich vor zwei Jahren den ersten Dschihad-Reisenden kennengelernt, also lange vor der Gründung des Islamischen Staats. Yussuf, so nannte er sich, trug keine Waffe, sondern war in «humanitärer» Mission unterwegs, und zwar im Auftrag des Vereins «Helfen in Not», den der deutsche Verfassungsschutz inzwischen als extremistisch einstuft. Yussuf war ein deutscher Konvertit, hatte ein Studium in England abgebrochen und erzählte nicht viel über sich selbst. Trotz seiner humanitären Gesinnung vertrat er im kleinen Kreis schon damals die Meinung, dass westliche Journalisten Spione seien und ihnen gute Muslime den Kopf abtrennen sollten. Anfänglich unterstützte er eine radikalislamische Kampfgruppe, doch

Man zelebriert die Opferrolle der Muslime, um mit reinem Gewissen morden und rauben zu können.

nach dem Auftauchen von Abu Bakr al-Baghdadis Terrortruppen schloss er sich diesen an.

Ebenfalls in Azaz tauchten eines Tages plötzlich Hunderte Tschetschenen auf. Sie waren wegen ihres Kampfwillens und ihrer Brutalität berüchtigt und gefürchtet. Kein Syrer hätte es gewagt, mit einem von ihnen einen Streit vom Zaun zu brechen. Einmal traf ich eine Gruppe von etwa zwei Dutzend Tschetschenen auf einem Schlachtfeld bei Azaz. Sie hielten mich für einen muslimischen Journalisten, einen Reporter eines arabischen Fernsehkanals, und liessen mich in Ruhe. Es waren junge Männer, die ihre Heimat verloren hatten und nun hofften, in Syrien eine neue zu finden. Omar asch-Schischani, ihr Anführer und heute wichtiger Militärkommandant des Kalifats, war früher laut Presseberichten Schäfer, Unteroffizier in der georgischen Armee und war später als Delinquent im Gefängnis.

Im März dieses Jahres zog sich Schischani mit seinen Truppen aus Azaz zurück, doch nun droht der Islamische Staat zurückzukehren. Zur Abwehr haben die lokalen Rebellen hastig eine Allianz gebildet, erstmals auch unter Einschluss kurdischer Kämpfer, die der syrischen Filiale der türkisch-kurdischen PKK angehören. Doch der Chef der Kurdischen Front, einer Rebellengruppe der Freien Syrischen Armee, bleibt skeptisch. «Wenn wir nicht bald Waffen und Munition aus dem Ausland erhalten und ein zentrales Kommando einrichten, werden wir dem Ansturm der Fanatiker nicht gewachsen sein», meint Salah Chapo auf einem Hügel mit wunderbarem Blick über die strategisch wichtige Ebene zwischen der Metropole Aleppo und der türkischen Grenze. «Und am besten wäre es, wenn die Amerikaner die Panzer der Islamisten aus der Luft zerstörten.» ○

Die Baumesse. Wo man schaut, bevor man baut.



Quelle: renggli-haus.ch

modernisieren bauen

4.–7.9.2014
Messe Zürich

Do–So 10–18 | bauen-modernisieren.ch

25% RABATT auf Onlineticket
Gutschein-Nr. **BM14PRANZ0058** nur online
einlösbar unter www.bauen-modernisieren.ch/ticket

Patronat

 **HEV** Schweiz

«Eine Art modernes Papsttum»

Der neue starke Mann im Irak heisst Abu Bakr al-Baghdadi. Der Berner Islamgelehrte Reinhard Schulze über den selbsternannten Führer des Kalifatstaates, das Eliteversagen im Islam und die Gefahr, die von Dschihad-Heimkehrern ausgeht. *Von Wolfgang Koydl*

Herr Schulze, Katholiken haben den Papst, Orthodoxe einen Patriarchen, Protestanten einen Landeskirchenrat. Wer spricht für die Muslime in der Welt?

Im Idealfall niemand. Im Islam gibt es keine fixierte religiöse Organisation. Es gibt nur den Konsens der Gemeinde: Wer ihr als kompetent erscheint, gilt als Autorität.

Wird dieser Mangel an zentraler Autorität von Muslimen als Nachteil oder als Vorteil gesehen?

Eigentlich gleichermassen, es hängt von der Situation ab. Wenn schwierige Entscheidungen anstehen, sieht man es als Nachteil, dass es keine zentrale Autorität gibt. Etwa wenn entschieden werden muss, unter welchen Bedingungen ein Ausschluss aus der Gemeinschaft der Gläubigen möglich ist. Das ist ein grundsätzlicher Entscheid, der nicht auf lokaler Ebene gefällt werden kann. Von vielen Intellektuellen wird das als Mangel empfunden. Anders sieht es bei vielen alltäglichen Sachfragen aus. Hier stehen lokale Erfahrungen im Vordergrund: «Wir machen das so, ihr macht das anders.»

Nun gibt es den Führer des Islamischen Staates (IS), den selbsternannten Kalifen Abu Bakr al-Baghdadi. Spricht der für alle sunnitischen Muslime?

Er fordert zunächst einmal alle Muslime auf, ihm zu huldigen. Er geht noch nicht so weit zu sagen, dass sein Wort ex cathedra für alle Gläubigen gilt. Er sagt lediglich: «Mein Wort gilt für jene, die mir huldigen.»

Aber da er will, dass alle Muslime ihm huldigen – impliziert das nicht, dass er für alle verbindlich sprechen will?

Sicher, das impliziert das. Er wird sich aber hüten, das explizit zu sagen, denn dann wäre er schnell weg vom Fenster.

Warum?

Ein solcher Anspruch würde sofort von der grossen Mehrheit der Muslime in aller Deutlichkeit zurückgewiesen. Würde er den Ehrgeiz entfalten, selbst Muslimen in Indonesien Vorschriften zu machen, würden die Leute dort fragen: «Was gibt ihm das Recht, über uns gebieten zu wollen?»

Er wird keine Fatwas, keine allgemeingültigen religiösen Urteile, fällen?

Bisher jedenfalls nicht. Er hat Anfänge gemacht, indem er von seinen Anhängern Loyalität einklagte. Aber zu Rechtsfragen und moralischen Problemen hat er sich



«Es herrscht eine gewisse Ratlosigkeit»: Islamwissenschaftler Schulze.

noch nicht geäussert. Das könnte zwar noch geschehen, ist aber letztlich unwichtig. Denn er wird nicht als rechtsetzende Institution empfunden, sondern als Institution, die das Pathos und den Prunk des Kalifats abbildet.

War das Kalifat auch früher nur Prunk und Pathos?

Nur bei den mittelalterlichen islamischen Dogmatikern herrschte die Vorstellung, dass ein Kalif über die nötige Bildung verfügen müsse, um rechtliche und religiöse Fragen zu entscheiden. In der Praxis war das aber nie der Fall. Die osmanischen Sultane haben in ihrer Funktion als Kalifen nie eine islamische Rechtsetzung ausgesprochen. Dafür gab es den Scheich ül-Islam, die oberste islamische Rechtsautorität.

Der selbsternannte Kalif hat sich einen historisch bedeutsamen Ort als Hauptstadt ausgesucht. Die syrische Provinzstadt Raqqa war die Hauptstadt des legendären Kalifen Harun al-Raschid.

Al-Baghdadi erweist sich überhaupt als sehr geschichtsbewusst. Traditionell gab es immer ein Konkurrenzverhältnis zwischen dem

umayyadischen und dem abbasidischen Kalifat. Das erste war in Damaskus angesiedelt, das zweite in Bagdad. Harun al-Raschid hatte Raqqa von 796 bis 809 zur Kalifatsresidenz gemacht. Al-Baghdadi nimmt diese Symbolik auf und meint, eine Brücke zwischen Syrien und Irak errichten zu können.

Es gibt auch andere, die für sich in Anspruch nehmen, eine herausragende Stellung einzunehmen: die Gelehrten der Kairoer Al-Azhar-Universität, das saudische Königshaus als Hüterin der heiligen Stätten von Mekka und Medina, die Könige von Jordanien und Marokko, die sich als Nachkommen Mohammeds sehen. Aber zum Kalifen hat sich niemand ausgerufen.

Wenn man genau hinsieht, dann hat der türkische Staatsgründer Mustafa Kemal Atatürk das Kalifat ja nicht abgeschafft, sondern nur den Kalifen abgesetzt, weil «das Kalifat wesentlich in der Republik und der Regierung (der Türkei) enthalten sind». Mit anderen Worten: Das Kalifat wurde entpersonalisiert, verstaatlicht. Deshalb sprachen selbst die Saudis nicht mehr davon, dass man eine Per-

son als Kalifen brauche. Durch einen Mann wie al-Baghdadi wird das Kalifat wieder personalisiert. Das widerspricht dem Konsens der Eliten in der islamischen Welt.

Wäre ein Kalif aus Fleisch und Blut nicht ein Ansprechpartner für den Westen – solange es kein blutrünstiger Terrorist ist? Mitunter scheint es so viele Meinungen zu geben, wie es Muslime gibt – und es sind die radikalsten und lautesten, die sich durchsetzen.

Diese Frage könnte man auch den protestantischen Landeskirchen stellen. Die Sache ist doch die: Solange Nationalstaaten gut funktionieren, besteht der Bedarf nach einer islamischen Autorität nicht, da islamische Fragen stets innerhalb eines Nationalstaats verhandelt werden können. Wenn aber die Ordnung des klassischen Nationalstaats zusammenbricht wie im Irak, in Syrien oder auch im Jemen, dann werden auch islamische Organisationen die Frage nach der rechtmässigen Autorität neu verhandeln. Anstelle der alten «Landeskirchen» könnte, so einige islamische Denker, eine transnationale Form der Autorität treten, eine Art modernes Papsttum. Ob das zu einer Befriedung beiträgt, ist Spekulation. Aber es widerspricht im Kern der islamischen Auffassung von der internen Pluralität, die besagt, dass eine einzige Lehrautorität nicht akzeptiert werden könne.

Nun gibt es aber auch den Begriff der Umma, der islamischen Gemeinschaft, nach der Muslime und Araber immer streben.

Es war die Stärke des alten Panarabismus von Gamal Abdel Nasser und anderen, dass sie zwar die politische Einheit suchten, aber den Islam auf die Teilstaaten beschränkten. Es gab einen ägyptischen Mufti, einen syrischen Mufti und so weiter. Darüber legten sie die Illusion der arabischen Einheit. Der Panarabismus war säkular, der Islam als Institution stets auf die Nationalstaaten beschränkt. Diese «Landesislame» bilden noch heute das Rückgrat der innerislamischen Autoritätsordnung, auch wenn sie von ultrareligiösen Gruppen in Frage gestellt wird.

Der Islam stellt sich nicht als besonders attraktive Religion dar. Intoleranz, Gewalt, Menschenverachtung bestimmen seine Wahrnehmung. Die Masse der Muslime in aller Welt wird das sicher nicht gutheissen. Warum gibt es keine Proteste gegen die Ultras?

Es gibt ein paar wenige Proteste, aber die bekommen wir nicht mit. Viele sagen, dass die Ultras jenseits jedes islamischen Konsenses stehen, dass es die Aufgabe des Staats sei, sie zu bekämpfen. Es herrscht eine gewisse Ratlosigkeit, wie den Ultrareligiösen beizukommen wäre. Hier kommt über die

letzten zwei, drei Jahrzehnte ein gewisses Eliteversagen zum Vorschein. Nicht wenige haben das Handlungsfeld unbedacht religiösen Kräften überlassen. Nehmen Sie den – inzwischen abgetretenen – irakischen Ministerpräsidenten Nuri al-Maliki. Er hatte nur seine eigene Klientel bedient und sich nie als verantwortungsvollen Bürger seines eigenen Staates definiert. Hinzu kommt, dass viele Mitglieder der Eliten nicht mehr im Land sind, sondern nach Amerika oder Europa ausgewandert sind. Wer geblieben ist, hat sich oft ins Private zurückgezogen.

Das mag auf die arabischen Staaten zutreffen. Aber inzwischen ist auch Europa ein islamischer Kontinent geworden. Hier rührt sich auch kein Widerspruch.

Kein Kontinent hat ein Religionsprivileg, auch Europa nicht. Europa ist weder ein christlicher noch ein islamischer Kontinent. In der arabischen Welt wurde unter den autoritären Regime die alte liberale Bildungsaristokratie kaltgestellt. Erst in jüngerer Zeit haben sich die neuen Bildungsgewinner zu Wort gemeldet, gerade auch im Rahmen des Arabischen Frühlings. Allerdings ist ihre soziale Position noch sehr schwach, so dass ihre

«Gefährlich wird es erst, wenn der Krieg endet. Denn dann kehrt die Gefahr zurück.»

Kritik kaum Gehör in der Öffentlichkeit findet. Deshalb sind es oft Laien, die in diesen ultrareligiösen Verbänden sind und die sich die Deutungshoheit angeeignet haben.

Und bei den Muslimen in Europa?

In Europa gibt es die Tendenz, den Staat mit der Aufgabe zu betrauen, die Entwicklung einer islamischen Bildungselite zu fördern. Daher entstehen an Universitäten in Deutschland islamische Fakultäten. Die jungen kritischen Akademiker gelten mehr und mehr als Ansprechpartner, wenn es um islamische Angelegenheiten geht, und es sind sie, die nun deutlich Stellung gegen die islamischen Ultras beziehen. Eine verbindliche Deutungshoheit wird daraus aber nie entstehen. Wenn es gut läuft, wird so etwas wie ein Mainstream entstehen, der besagt, dass Religion und Gesellschaft zwei gleichberechtigte, unabhängige Ordnungen darstellen, die darauf verzichten, den jeweils anderen zu dominieren oder zu kontrollieren. Dies wäre eine Einbürgerung des Islam im wörtlichen Sinne.

Gleichzeitig gibt es immer mehr junge europäische Muslime, die der Faszination der Ultras erliegen und in den Dschihad nach Syrien und in den Irak aufbrechen. Was treibt diese Leute an?

Das sind meist rein biografische Elemente eines jeden Einzelnen. Ich werde oft mit sol-

chen Familiengeschichten konfrontiert. Da fragt mich eine Mutter, ob ich ihr erklären könne, warum ihr Sohn in den Irak gegangen ist. Aus diesen Beispielen kann man einen Prozess hin zu einem Abgleiten in ultrareligiöse Vorstellungswelten ableiten. Ausgangspunkt eines solchen Prozesses, den ich den Ermächtigungszyklus nenne, bildet das Resentiment. Nehmen Sie einen der London-Attentäter von 2005: Als Gast in einem Jugendklub in Grossbritannien wollte er mit einer Frau anbändeln. Sie fand ihn nett und fragte ihn, woher er mit seinem südlichen Teint denn komme. Er antwortete: «Aus Pakistan», und sie fragte, ob er dann Muslim sei. «Ja», antwortete er, worauf sie ihm sagte: «Sorry, dann wird es nichts mit uns.» Diese Zurückweisung war die Grundlage für sein Ressentiment, das er zunächst auf alle britischen Frauen richtete. Sein «Gegengefühl» wurde moralisch verstärkt, als er mit dem radikalen Prediger Abu Hamza in Kontakt kam. Der erklärte ihm, dass es nicht die Zurückweisung durch eine Frau war, sondern durch den «Westen». Er versprach ihm: «Wenn du etwas dagegen unternimmst, dann kriegst du nicht nur eine Frau, sondern auch einen Mercedes.» Der junge Mann deutete seinen Antrieb, das Gegengefühl auszuleben, als Wille Gottes, durch den er sich nach einem Aufenthalt in Pakistan dazu ermächtigt sah, eine Tat auszuführen, die den Kern seines Ressentiments treffen sollte, also «den Westen». Den eigenen Tod in der Vollstreckung der von ihm als gottgewollte Gerechtigkeit gedeuteten Tat hatte er selbst als Verwirklichung des Lebens beschrieben. Im Kern erleben auch islamische Ultrareligiöse aus Europa solche Ermächtigungszyklen, wenn sie nach Syrien oder in den Irak gehen. Ein festes soziales Schema von Männern, die diesen Weg wählen, gibt es nicht. Nur wenige geben ihrem Ressentiment einen moralischen Ausdruck, noch weniger leiten daraus den Wunsch nach Rache ab, und noch weniger schreiten wirklich zur Tat.

Aber das Phänomen nimmt zu. Nie sind so viele europäische Muslime derart radikalisiert worden.

Natürlich. Bis 2011 hatten sie nur die Möglichkeit, entweder nach Afghanistan zu gehen – was nur wenige taten – oder selber eine Bombe zu zünden, ohne jemanden zu fragen. Das führt zu einem angesichts der Kriege in Syrien und im Irak fast zynisch klingenden Paradox: Je stärker der Krieg dort tobt, desto geringer scheint die Terrorgefahr im Westen. Gefährlich wird es erst, wenn der Krieg endet. Denn dann kehrt die Gefahr zurück.

Reinhard Schulze ist Professor für Islamwissenschaft und Neuere Orientalische Philologie an der Universität Bern.



Laute Minderheit gegen schweigende Mehrheit: Schafherde in Südschottland.

Sehnsucht nach Schottland

Die schottischen Nationalisten wollen dem britischen Empire am 18. September in einem Referendum den Dolchstoß versetzen. Dabei spricht eigentlich alles gegen einen unabhängigen Staat.

Von Rolf Hürzeler

Das ist politische Kärnerarbeit. Ziemlich verloren steht der indischstämmige Labour-Unterschiedsabgeordnete Anas Sarwar mit ein paar Getreuen im Städtchen Stornoway. Er wirbt tapfer für einen Verbleib Schottlands im Vereinigten Königreich; denn am 18. September steht eine Volksbefragung über die Trennung von Grossbritannien an.

Doch die Passanten tun das, was Politiker am meisten hassen – sie ignorieren den Abstimmungskämpfer. Denn auf der Hebrideninsel Lewis in der nordwestlichen Ecke Europas hat man es nicht so mit den Fremden. Besonders wenn sie breiten Glaswegian-Akzent sprechen; der verrät Grossstadt und Unterschicht. Diskussionen führt man auf Lewis lieber unter sich, selbst wenn man Sarwars Meinung teilt.

Wer in dieser Ecke des Vereinigten Königreichs bunte Schottenrockromantik aus dem 19. Jahrhundert erwartet, wird enttäuscht sein. Zwar versucht die lokale Behörde, schottische Ursprünglichkeit zu pflegen, sämtliche Strassenschilder sind zweisprachig angeschrieben, in Englisch und in Gälisch. Stornoway heisst für den richtigen Schotten Steòrnabhagh, das kleine Kulturzentrum nennt sich An Lanntair, wie eine Affiche sagt – das ist man den Subventionen schuldig. Schade nur, dass kaum mehr

einer so spricht, nicht einmal die ganz strammen Nationalisten.

Davor hört man ein paar verquetschte Dudelsackklänge; zwei Knaben blasen im Nieselregen eher verzweifelt als lustvoll in ihre Instrumente und hoffen auf ein paar Pennys in der Blechbüchse vor ihnen. Die Jungs geniessen ungefähr gleich viel Beachtung wie der Westminster-Parlamentarier Sarwar von der unionistischen «Better Together»-Kampagne.

Keine klaren Antworten

Der Parlamentarier in Westminster gibt sich im persönlichen Gespräch überzeugt, dass die Schotten am 18. September in ihrem eigenen Interesse am besten für ein geeintes Grossbritannien und gegen die Unabhängigkeit stimmen. Die schottischen Nationalisten böten als stärkste Partei nichts als leere Versprechen, wie höhere Sozialleistungen oder eine bessere Erschliessung der abgelegenen Hebrideninseln, sagt er. Doch die Separatisten verweigerten klare Antworten auf Fragen nach der Zukunft des Pfunds oder der Verteidigung. «Ein unabhängiges Schottland könnte nur als Vasallenstaat überleben, der sich nach London ausrichten müsste.» Die Verbindungen sind eng, so gehen zwei Drittel der schottischen Exporte nach England. Sar-

war kann diese Argumente in dieser windigen Gasse nur bei den wenigsten anbringen – und die sind ohnehin schon seiner Meinung.

Im Gegensatz etwa zum Lokalpolitiker Gordon Murray, der für die Scottish National Party (SNP) im Gemeinderat des 8000-Seelen-Städtchens Stornoway sitzt. Er sehnt sich nach einer Art protestantischem Gottesstaat, einem «christlichen Schottland», denn Murray ist als



«Vasallenstaat»: Unionist Sarwar.



Hebriden nicht etwa als bigotter Zelo; die religiösen Bindungen sind hier enger als anderswo. So gilt der Sonntag als Sabbat auf der Insel Lewis als heilig; er ist so sakrosankt, dass der öffentliche Busverkehr eingestellt ist. Autofahren ist am Tag der Einkehr verpönt. Grabesruhe herrscht im Städtchen; alle Geschäfte sind geschlossen. Die meisten Restaurants ebenso. Nur der Landlord des «Carlton»-Pubs öffnet am Sonntagnachmittag verstohlen die Tür, um ein paar durstige Seelen zu versorgen. Und von denen will jeder der grössere Nationalist sein als der andere. Mit der Ausnahme eines Alten hinter seinem Pint: «I could not care less ...»

Nicht so der Nationalist Murray. Er sitzt unter der Woche täglich vor seinem Abstimmungsladen. Die SNP hat in Stornoway ein kleines Geschäft gemietet, in dem die Passanten eingeladen sind, sich über die Zukunft eines unabhängigen Schottlands zu informieren. Ballönchen mit der Aufschrift «Yes» für die Eigenständigkeit und *Fähnli* mit dem blauen Andreaskreuz hängen in dem kleinen Geschäft. Dazu liegen kiloweise Flugblätter und Traktate auf – die den Stimmberechtigten, also den in Schottland lebenden Briten, eine bessere Zukunft versprechen. Murray spricht mit den Passanten gerne von den alten schottischen Traditionen.

«Warum sollen wir Schotten unser politisches Leben nicht selbst regeln dürfen?»

Dazu gehört der archäologische Schatz der Hebriden, die Lewis Chessmen aus dem 12. Jahrhundert. Repliken der Schachfiguren aus Walrosszähnen stehen im Rathaus von Stornoway, im Tourismusbüro oder vor dem Freizeitcenter. Pech nur, dass 82 Originale im Londoner British Museum zu bewundern sind, die restlichen elf im Nationalmuseum von Edinburg. Egal, die Preziosen beweisen, dass die Insulaner schon im späten Mittelalter Schach spielen konnten. Wie überall in der Provinz will man hier beweisen, dass keiner hinter dem Mond lebt.

Die Nationalisten setzen vor allem auf das Nordseeöl, wie sie bei jeder Gelegenheit betonen. Aber diese Erlöse sind schwer berechenbar: 2011/12 sind 17 Milliarden Franken in die Staatskasse geflossen, 2012/13 lediglich 7,5 Milliarden, und 2016/17 werden es gemäss dem Staatssekretariat für Budgetplanung noch knapp 5 Milliarden sein. 1999 wurden täglich 4,5 Millionen Barrel Öl gefördert, letztes Jahr waren es noch 1,4 Millionen. Man rechnet mit einem weiteren Rückgang von 5 Prozent jährlich. Mit andern Worten: Das Nordseeöl fliesst zwar, aber die Quelle sprudelt nicht ewig.

Doch Fakten kümmern in Zeiten der politischen Konfrontation wenig. Vielmehr schlägt die Stunde der politischen Fantasten. Der linke Schriftsteller Alan Bissett beispielsweise hofft

über die Unabhängigkeit dem Sozialismus näherzukommen: «Denn die «toffs» in London wussten das bisher zu verhindern und bereicherten sich auf unsere Kosten.» Bissett ist nicht irgendein Spinner, sondern tritt mit Büchern hervor, die ernst genommen werden. Er untersuchte beispielsweise die Affinität zur Unabhängigkeit von Fussballsupportern der beiden Rivalen Glasgow Rangers und Celtic Glasgow. Bissetts Befund: Die protestantischen Ranger-Fans unterstützten die Union nicht durchwegs, und die katholischen Celtic-Fans seien nicht nur Separatisten. Beide Seiten verteilten sich etwa gleichermassen auf die Klubs. Zu vermuten ist sogar, dass Katholiken gegenüber der Unabhängigkeit eher zurückhaltender sind, weil sie nicht in die Position ihrer nordirischen Vettern geraten möchten.

«Kann den Quatsch nicht mehr hören»

Auf den Britischen Inseln kommt es selten zu Volksbefragungen; die politische Macht liegt bei der Mehrheit der Unterhausabgeordneten, derzeit also bei der Konservativen Partei, die in Schottland schwach ist und sich bei der laufenden Kampagne auffällig zurückhält. Im Gegensatz zur Praxis vor Schweizer Volksabstimmungen deutet im schottischen Alltag wenig auf den Urnengang hin. Plakate sieht man keine, aber vor einzelnen Häusern weht die schottische Nationalflagge, der Union Jack ist nirgends

Presbyterianer Anhänger jener Glaubensrichtung, die auf Lewis am weitesten verbreitet ist. «Warum sollen wir Schotten unser politisches Leben nicht selbst regeln dürfen?», fragt er rhetorisch. Und fügt hinzu: «Warum müssen wir uns alles von den Konservativen in Westminster vorschreiben lassen, die wir nicht gewählt haben und nie wählen werden?» Die Wut auf die englischen «Toffs», auf die konservative Elite mit Eton- und Oxbridge-Hintergrund, ist in Schottland weitverbreitet. Denn die Tories, ist ja klar, wollten den Sozialstaat abbauen, sagt Murray und erinnert daran, dass bereits Jesus in seiner Bergpredigt Solidarität gefordert habe. In diesem Sinn möchte er künftig auf Armee und Nato verzichten und das gesparte Geld für bessere Sozialleistungen ausgeben, «denn wir haben viele Arme». Dieser Politiker gilt auf den



Wut auf die «Toffs»: Separatist Murray.

Pensionierung

- Wie spare ich Steuern?
- Wie sichere ich mein Einkommen?
- Wie regle ich meinen Nachlass?

Sprechen Sie mit uns und überzeugen Sie sich von unserer Expertise. Das erste Gespräch ist kostenlos und unverbindlich.

Tel. 044 207 27 27 (Hauptsitz)
www.vermoegenszentrum.ch

VZ VermögensZentrum



Antworttalon

Weltwoche 2014

Ja, ich habe Fragen zur Pensionierung.

- Rufen Sie mich an für ein kostenloses Gespräch.
- Senden Sie mir Ihre Unterlagen.

Vorname/Name Jahrgang

Strasse

PLZ/Ort

Tel. (tagsüber) E-Mail

Talon bitte einsenden an unseren Hauptsitz:
VZ VermögensZentrum, Beethovenstrasse 24, 8002 Zürich



Sprudelt nicht ewig: Nordseeöl-Bohrplattform.

auszumachen. Einzelne tragen Parolenknöpfe auf den Jacken, blaue «Yes» oder rote «No». Wobei sich die Nationalisten lauter bemerkbar machen als die Separatisten, in den Pubs wie in den Gazetten. Es gilt als schick und mutig, für die Unabhängigkeit einzutreten.

Das gilt sogar beim Einkauf im lokalen Tesco-Laden. Auf den ersten Blick gleicht er jedem Supermarkt auf den Britischen Inseln zwischen Land's End im Süden und John O'Groats im Norden. Doch die Leute, auch Ältere, kommen beim Einkaufsschwatz immer wieder auf die mögliche Unabhängigkeit zu sprechen, bilden mitunter kleine Grüppchen. Jeder scheint zu spüren, dass hier ein historischer Entscheid ansteht – bis zum Überdross des Personals. Die Lady an der Kasse versichert, sie könne den Quatsch nicht mehr hören.

Schmähungen für Referendumsgegner

Wer für das Vereinigte Königreich ist und sich öffentlich dazu bekennt, der muss mit Schmähungen rechnen, wie etwa die «Harry Potter»-Autorin Joanne K. Rowling. Wie so oft kämpft eine laute Minderheit gegen eine schweigende Mehrheit. Wenn man den Umfragen glauben darf, liegt das Verhältnis bei 53 Prozent Unionisten und rund 47 Prozent Nationalisten. Aber niemand gibt sich siegessicher, zu gross sind die Unwägbarkeiten.

Wie in Katalonien oder im Veneto ist bei manchen der Drang nach Eigenständigkeit gross. Doch im Gegensatz zu diesen Regionen leidet Schottland im Vereinigten Königreich unter keinen ökonomischen Nachteilen. Viel wichtiger ist ein neues schottisches Selbstbewusstsein gegenüber dem zehnmal grösseren England. Die alten Bande sind lockerer geworden, wie der ehemalige britische Premierminister Gordon Brown in seinem neuen Buch «My Scot-

land, Our Britain» schreibt. Bis Mitte des letzten Jahrhunderts profitierten die Schotten ebenso wie die Engländer vom Empire, mit dessen Ende eine gemeinsame Projektionsfläche verschwunden ist. In den grossen Agglomerationen ist auch die Bindung an die Institutionen wie die gemeinsamen Gewerkschaften oder die protestantische Kirche lockerer geworden. Selbst die Armee hat wie andernorts ihren gesellschaftlichen Stellenwert verloren. So vermittelte die Union das Gefühl der Stärke gegen die Bedrohung durch die Franzosen im frühen 19. und die Deutschen im 20. Jahrhundert – heute sind die ehemaligen Feinde Freunde in der EU. Und Schottland hat einen fundamentalen Wandel hinter sich. Die früher alles dominierende Schwerindustrie ist verschwunden; mit ihr die Gewerkschaften als Bindeglied der britischen Arbeiterschaft. «Die alte Britishness ist uns abhandengekommen, nicht nur in Schottland, sondern in allen Teilen des Königreichs, auch die Engländer fühlen sich mehr englisch als britisch», so Ex-Premier Brown.

Die schottische Mittelklasse ist noch heute über die Austeritätspolitik unter Margaret Thatcher in den achtziger Jahren verärgert. Das Bürgertum orientierte sich neu und fand bei der SNP eine politische Heimat. Diese bedient sich zwar gerne einer linken Rhetorik, um möglichst viel Unterstützung bei der dominierenden Labour Party zu finden, ist jedoch in ihrer Mehrheit eine bürgerliche Kraft. Sie vermittelt Linken wie Rechten den Eindruck, der schottische Strukturwandel von der Industrienation zum Dienstleistungsstaat rufe nach einer schottischen Lösung.

Viele Schotten verbinden mit dem Wunsch nach Unabhängigkeit grundlegende gesellschaftliche Umwälzungen. Entsprechend hoch gehen die Emotionen an politischen Veranstaltungen in Stornoway etwa, wenn der schottische Unterhausabgeordnete Jim Murphy auftritt. Der Labour-Politiker steht bei garstigem Wetter am Hafen des Städtchens und redet ge-

gen den Wind an – im Wams versteht sich, aber scheinbar immun gegen die klimatische Unbill.

Murphy war Schottland-Minister in der letzten Regierung von Gordon Brown und wird im Gegensatz zu Sarwar auf der Insel als «einer der unsern» wahrgenommen. Er versucht die Bevölkerung von der Union zu überzeugen und erhält für seine Rede ebenso viel Applaus wie Buhrufe. Eine ältere Frau klagt ins Mikrofon über all die Kriege in der Welt und will ein nuklearfreies Schottland «auch ohne Atomkraftwerke». Ein anderer glaubt, wenn Schottland bei Grossbritannien bleibe, werde London den lokalen Militärstützpunkt auf der Nachbarinsel North Uist schliessen, was Arbeitsplätze koste. Die Episode ist typisch für die Widersprüchlichkeit der Nationalisten: Was die einen wollen, ist noch lange nicht Sache der andern.

Unabhängigkeit bringt nur Schaden

Besonders in Stornoway. Angus Campbell heisst eigentlich Aonghas Caimbeul und ist der *Ceannard*, also der Bürgermeister. Er redet zwar gälisch, aber weil ihn kaum mehr einer verstehen würde, zieht er das Englische vor. Doch traditionelle Folklore muss auch hier sein: Wer sein Büro betritt, begegnet zuerst einem Chessman vom Format eines Schwergewichtboxers.

Der parteipolitisch ungebundene Lokalpolitiker Campbell kocht sein eigenes Süppchen – unabhängig vom Geschrei der andern. Denn ihm ist es egal, ob die Regierung in London oder Edinburgh sitzt, er will lieber für sich und seine Wähler möglichst viel herausholen. So forderte er die nationalistische Regionalregierung und das zuständige Ministerium in London auf, konkrete Offerten zu unterbreiten: Campbell erwartet grosszügigere Fischereirechte, höhere Subventionen und die Förderung alternativer Energiegewinnung wie etwa durch Windmühlen – egal, von welcher Seite.

Schon jetzt lässt sich sagen, dass die Unabhängigkeit für Campbells Wählerschaft und Schottland insgesamt nur Schaden bringt – aus wirtschaftlichen Gründen. Die Finanzbranche trägt mit knapp zehn Prozent des Bruttoinlandprodukts am meisten zum relativen Wohlstand der Region bei – mit einem Markt, der zu 90 Prozent nach der Londoner City ausgerichtet ist. Entsprechend deutlich sprechen sich Banken und Versicherungen gegen die Unabhängigkeit aus, und im Einzelfall droht man gar mit einem Wegzug nach London, wie die Versicherungsgesellschaft Standard Life.

Bleibt also alles beim Alten, wenn die «Better Together»-Kampagne gewinnt? Dem sei bestimmt nicht so, sagen die unionistischen Politiker, auch wenn die Unabhängigkeit abgelehnt werde. Das Regionalparlament in Edinburgh erhalte ohnehin mehr Rechte, vor allem eine weitgehende Steuerhoheit. Dumm nur, dass viele Schotten das nicht glauben wollen. Doch sie werden am 18. September aller Voraussicht nach eine Minderheit bleiben. ○



Revolution aus der Flimmerkiste

Der Emmy Award läuft dem Oscar den Rang ab. Finanziell, inhaltlich, karrieretechnisch ist das TV für viele das Medium der Zukunft. Die Serienfilmer scheinen ihre Strategien den Drogendealern abgeschaut zu haben: anlocken, anfüttern, eine immer stärkere Dosis in Aussicht stellen. *Von Tom Kummer*

Es war einmal eine heile Fernsehwelt in Amerika. Die Stars galten als trashy, die Storys kratzten am gesunden Menschenverstand, und die Macher waren farbenblind: Helle Farben charakterisierten das Gute, Schwarz kleidete das Böse. Kinostars weigerten sich standhaft, freiwillig in diese Hölle der Fernsehunterhaltung abzusteigen. US-Serien wurden meistens erst Kult, als der Blödsinn als unfreiwilliger Witz gefeiert wurde. Bald könnten wir diese aufregend seichten Zeiten vielleicht wieder herbeisehnen. Das US-Fernsehen hebt nämlich ab wie noch nie: innovativ, intellektuell, surreal, verstörend. Es gibt Fernsehkritiker, die sprechen von der grössten Kunst, die jemals aus den USA gekommen ist – Fernsehkunst!

Die Farben sind völlig neu angemischt, seit der Familienvater Walter White alias Heisenberg in der Serie «Breaking Bad» leuchtend blaues Crystal Meth kocht. Wobei sich Geldgeilheit, Machtgier und Mordlust unter seiner biedereren Fassade Bahn brechen oder seine vermeintliche Sorge um die Familie dieselbe durch die Hölle schickt. Das alles gehört zu den fesselndsten Geschichten – seit Shakespeare.

Vergangenen Montag hat in Los Angeles die letzte Staffel von «Breaking Bad» zum zweiten Mal in Folge den Emmy Award – den wichtigsten Fernsehpreis der Welt – in der Königskategorie gewonnen. Kino-Hollywood zittert. TV-Serien haben etwas, was das Kino nicht mehr bieten kann: Erschrecken und Lachen, die ganz nah beieinander liegen – und bis zu zwanzig Millionen Menschen pro Sendung anlocken.

Dabei werden die Farben immer verwirrender. «Orange Is the New Black» heisst eine der neuen Erfolgssendungen über ein Frauengefängnis. Der Serie gelingt es, eine Bandbreite von Hautfarben, Klassen, Temperamenten, sexuellen Identitäten und Orientierungen auf den Laptop- und Fernsehbildschirm zu bringen. Der Kontrast zu einem weiteren Meisterwerk der Fernsehkultur, «True Detective», könnte da nicht grösser sein. Die düstere Krimiserie um einen Missbrauchsring in Louisiana ist aus der Perspektive von zwei weissen Hetero-Männern (gespielt von den Kinostars Matthew McConaughey und Woody Harrelson) erzählt. Es gab nur tosende Begeisterung für das in gespenstisch opale Farben getauchte Meisterwerk.

Hollywood kann mit diesen Farben nicht mithalten. Etablierte Kinoregisseure wie David Fincher («House of Cards») oder Steven Soderbergh wollen längst nur noch fürs Fernsehen arbeiten. Darum läuft der Emmy dem Oscar im-

mer mehr den Rang ab. Mit Stoffen und Storys, die in Blockbuster-Filmen nicht mehr auftauchen: Paranoia, Sex, Angst, dem Sucht- und Alkoholiker-Amerika und der Frage, was ist, wenn die Wirtschaft doch nicht besser wird.

Emotionen und Drogendealer-Strategien

Die Revolution geht in den USA derzeit vom Fernsehen und somit vom Volk aus. HBO und das Streaming-Portal Netflix ziehen dabei am Avantgarde-Strang. Was sie auszeichnet: keine Angst vor grossen Emotionen – und Drogendealer-Strategien: anlocken, anfüttern, eine immer stärkere Dosis in Aussicht stellen. Der Erfolg kreiert ein neues Nutzerverhalten: *binge watching* – also alle Folgen wenn möglich in einem Rutsch durchschauen. Die Leute wollen auf der Arbeit mitreden können, der Shitstorm auf Twitter beginnt schon während der Folge. Ein Traum für die Serienautoren, sie können genau nachlesen, was nicht gut ankam. Es ist eine neue Art von Dialog zwischen Konsument und Autor. Demokratie statt Farbenblindheit.

Kein Wunder, ist die weltweite Nachfrage nach hochwertigen US-Serien riesig. Nicht genug damit, dass das Fernsehen bessere Geschichten erzählt als das Kino – jetzt erfindet es auch noch grosse Filme im Serienformat neu. Gerade kündigte der Kabelsender Syfy an, eine volle Staffel der Fernsehserie zu Terry Gilliams

«12 Monkeys» bestellt zu haben. In Planung sind TV-Versionen von Frank Millers «Sin City» und John Carpenters «The Fog».

Die neuen Farben des Fernsehens machen süchtig. «The Sopranos», «Six Feet Under» oder «The Wire» sind die grossen gesellschaftskritischen HBO-Erzählungen unserer Zeit. Dazu gibt es historischen Bombast, von «Rome» bis zum Prohibitions-Epos «Boardwalk Empire», Fantasy-Formate von «True Blood» bis «Game of Thrones», wilde Ausreisser wie «Girls», den Punkrocker unter den US-Serien, oder das ultimative Monument: «Breaking Bad».

Nur ganz wenige Werke der Filmgeschichte haben eine vergleichbare Aufmerksamkeit und Rezeption erfahren – vielleicht «2001: A Space Odyssey», «The Birth of a Nation», «Un chien andalou», «Citizen Kane». Nur wenige sind ähnlich prägend für weitere Entwicklungen, haben die Fantasie einer ganzen Generation beschäftigt und besetzt, ihr Leben bestimmt wie diese Geschichte, die auch vom Elend des Kapitalismus erzählt und dabei als blau schimmernde Substanz so geheimnisvoll glänzt wie ein Leben im Tod, als Sinnbild der Untergangsfurcht, gerade in Zeiten, in denen wir die Fronten neuer gesellschaftlicher Verschiebungen ahnen. Dabei verkörpert das Meth-Genie Walter White aus «Breaking Bad» nichts anderes als eine wunderschön gescheiterte Hoffnung. ○



Eine neue Art von Dialog: Walter White aus der Erfolgsserie «Breaking Bad».

«Man galt rasch als Staatsfeind»

Lukas Hartmann, einer der erfolgreichsten Schriftsteller der Schweiz, wird in diesen Tagen siebzig. Er erzählt von seinen Begegnungen mit Dürrenmatt und Meienberg, warum er Blocher für unschweizerisch hält und wie es sich als Gatte einer Bundesrätin lebt. *Von Rico Bandle und Daniele Kaehr (Bild)*

Die renommierte *Frankfurter Allgemeine Zeitung* bezeichnete ihn einmal als «eine Art gutes Gewissen der Schweiz». Lukas Hartmann schreibt mit grossem Erfolg historische Romane, dabei setzt er meist soziale Themen ins Zentrum, die heute noch Gegenstand der Debatte sind: Fremdenfeindlichkeit, Gewalt, Migration oder die Rolle der Frau.

Hartmann war 1971 Mitbegründer der Gruppe Olten, der linken Abspaltung des Schweizerischen Schriftstellerverbands – und damit im Epizentrum der heftig geführten intellektuellen Debatten jener Zeit. Seit seine Frau Simonetta Sommaruga 2010 in den Bundesrat gewählt worden ist, ist er zurückhaltend geworden mit politischen Äusserungen. Er möchte Schlagzeilen verhindern wie im Juni, als ihm der *Blick* vorwarf, dass er sich mit seinem Engagement für die Entschädigung von Verdingkindern in «die Politik der Bundesrätin» einmische.

Unserer Anfrage für ein Gespräch sagte er nach einer gewissen Bedenkzeit zu, obschon – oder vielleicht gerade weil – das Gespräch auch politisch werden sollte. «Meine Freunde haben mir alle abgeraten», sagt er. «Es hat mich aber doch gereizt, mit Ihnen zu reden.» Wir treffen uns in der Gurtenbahn, Hartmann steigt in der Mittelstation zu, die sich in der Nähe seines Wohnhauses befindet. Gemeinsam fahren wir hoch zum Restaurant auf dem Berner Hausberg.

Wie möchten Sie lieber angesprochen werden, mit dem Künstlernamen Lukas Hartmann oder dem bürgerlichen Namen Hans-Rudolf Lehmann?

Lukas Hartmann. Auch viele Freunde sprechen mich mittlerweile mit dem Künstlernamen an, er ist sogar im Pass aufgeführt. **Dient ein Künstlername, der so dominant wird, auch dazu, sich von seiner Familie abzugrenzen?**

Als ich ihn vor vierzig Jahren zugelegt habe, war dies ein wichtiger Aspekt. Ich war auf der Suche nach einer neuen Identität, hatte Freude am Spiel mit unterschiedlichen Rollen: hier der Lehmige, dort der Harte. Wobei hart im Mittelhochdeutschen auch Herz bedeutet. Ursprünglich habe ich den Namen wegen der *Weltwoche* angenommen: In den siebziger Jahren arbeitete ich als Jugendberater und schrieb Reportagen über Drogen- und Alkoholsüchtige. Die Redaktion fand, ich brauchte

ein Pseudonym, um die Anonymität der Leute zu wahren.

Zu Ihren ersten *Weltwoche*-Reportagen gehörte auch ein Bericht über Ihre Grossmutter.

Ja, sie stammte aus ärmsten Verhältnissen, war ein Verdingkind. Sie hat in ihrem Leben unglaublich gekämpft und schaffte es, der Armutsfalle zu entkommen. Mein Grossvater war ein armer Pachtbauer, hier ganz in der Nähe. Er musste den Hof mit über sechzig Jahren aufgeben, danach arbeitete er noch bis über siebzig auf dem Bau, um durchzukommen. Er erhielt nur eine kleine AHV-Rente, er schimpfte zwar immer über diese «Sozial-Idee», war heimlich aber doch froh über sie.

Wann wurden Sie politisiert?

Erst spät, während des Studiums. Ich war zwar um 1968 an der Uni, die 68er Bewegung erreichte die Schweiz aber erst mit einigen Jahren Verzögerung. Ich wehrte mich vor allem gegen die akademischen Rituale, den Vorlesungsstil, das Herunterbeten von

«In Marx' «Kapital» bin ich irgendwo auf Seite 50 steckengeblieben.»

Angelerntem. Das gehorsame Übernehmen und Abrufen von Wissen war mir zuwider.

Wie muss man sich das Engagement vorstellen? Waren Sie in einer marxistischen Gruppierung, die damals in Mode waren?

Nein, ich war nie marxistisch gestimmt. Das Thema hat mich zwar interessiert, doch wie die meisten anderen bin ich in Marx' «Kapital» irgendwo auf Seite 50 steckengeblieben... Dieser hohe Abstraktionsgrad war nicht mein Ding. Aber ich habe mich durchaus für linke Anliegen stark gemacht. Zum Beispiel schwebte mir eine Mitbestimmung der Angestellten in den Betrieben vor. Bald habe ich allerdings gemerkt, wie weltfremd diese Idee ist: Man kann Führungserfahrung nicht einfach so herbeizaubern. Meine Vorstellung von Gerechtigkeit, zum Beispiel, dass die Verteilung von Einkommen und Vermögen nicht zu weit auseinanderdriften sollte, habe ich aber beibehalten.

Welches waren damals die intellektuellen Vorbildfiguren? Wer hat Sie am meisten geprägt?

Frisch und Dürrenmatt waren wichtig. Frischs Ablehnung der offiziellen Schweiz hat mich gleichermassen fasziniert und ge-

stört. Wie er die Enge der Schweiz beschrieben hat, das beschränkte geistige Klima – da fühlt man sich als Halbwüchsiger natürlich angesprochen. Ich bin dieser Enge entflohen, indem ich mich schon als Dreizehnjähriger für Malerei und Literatur zu interessieren begann. Das konnte bei mir zu Hause niemand begreifen. Mein grosser Held war E.T.A. Hoffmann, der Romantiker. In dessen Fantasiewelten konnte ich tagelang eintauchen.

Und Dürrenmatt? Er war ja weniger politisch als Frisch.

Bis heute bewundere ich sein eigenständiges Denken. Er lässt sich in keine Schublade pressen. Dürrenmatt hat sich zwar kaum je eindeutig zu politischen Themen geäussert, dafür hat er die Schweiz in seinen «Stoffen» wunderbar satirisch überhöht.

Sie haben ihn mehrmals getroffen. Wie haben Sie ihn erlebt?

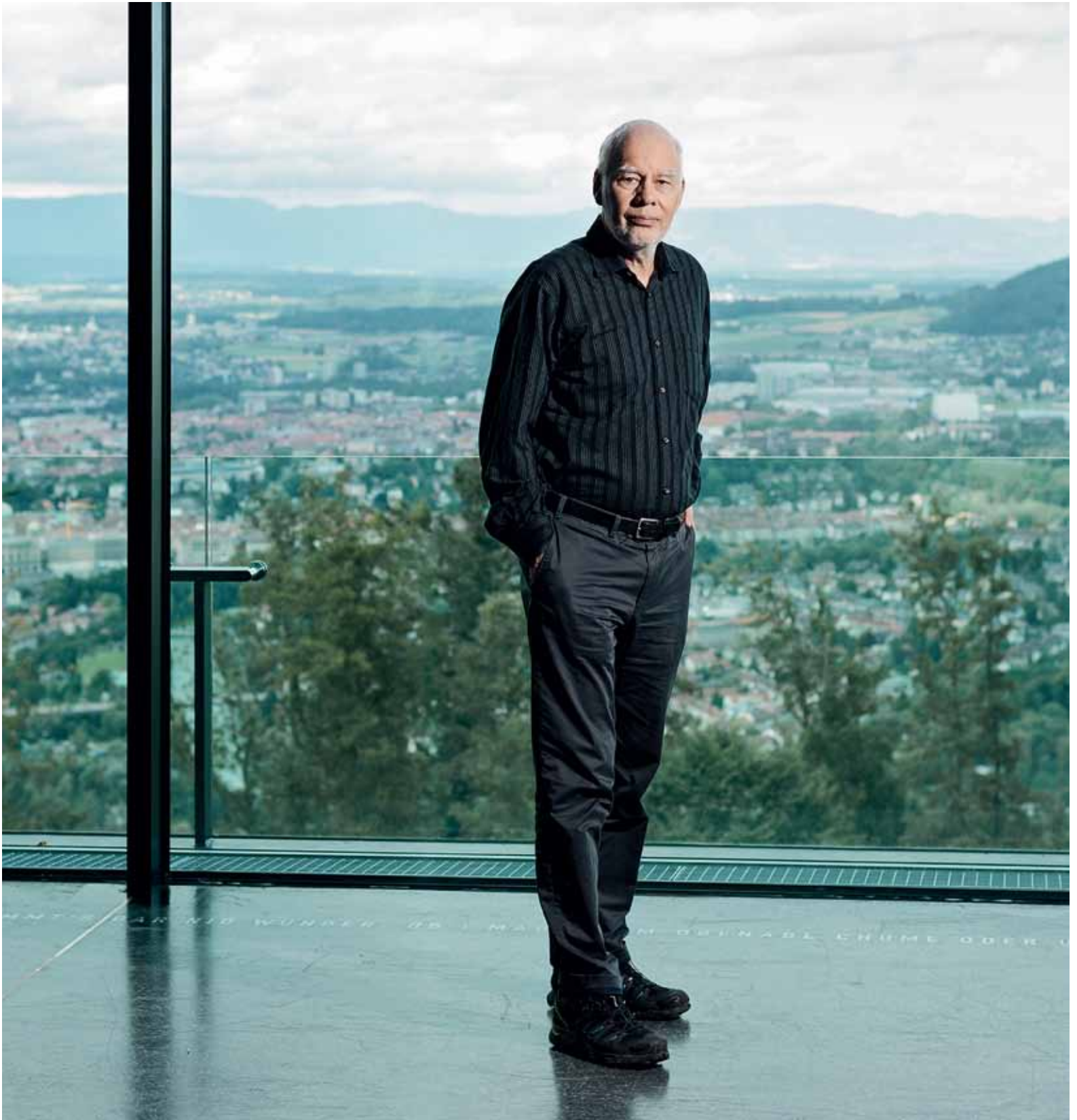
Er war ein grosser Monologist. Man musste ihm nur ein Stichwort geben, dann hat er sich rhetorisch ausgebreitet; man hatte das Gefühl, dass er sich für das Gegenüber kaum interessiert. Was er aber gesagt hat, war immer spannend. Lange verfolgt hat mich mein mangelnder Mut, als er sich einmal nach einem langen Gespräch und zwei Flaschen Burgunder, mit mir als Beifahrer, ans Steuer gesetzt hat. Ich wagte es nicht, die grosse Koryphäe davon abzuhalten. Zum Glück ist nichts passiert.

Eine andere schillernde Figur, mit der Sie regelmässig Kontakt hatten, war Niklaus Meienberg. Er war mit seinem aufbrausenden Charakter so ziemlich das Gegenteil von Ihnen.

Er war oft skrupellos, ging mit absoluter Radikalität auf seine Feindbilder los. Was die Sprachgewalt betrifft, war seine Art bewundernswert. Ich habe nie herausgefunden, wer er eigentlich ist. Am Schluss habe ich ihn nur noch bedauert. Er war nicht fähig und willens, innerlich Kompromisse einzugehen, konnte nicht akzeptieren, dass er sich dauernd in Widersprüche verwickelt. Er hat sich in eine ungläubliche Einsamkeit hineinmanövriert. Der Selbstmord war so etwas wie ein Fazit.

Hat man diese Einsamkeit auch im persönlichen Gespräch gespürt?

Etwa ein halbes Jahr vor seinem Selbstmord hatten wir eine gemeinsame Lesung. Er war völlig unnahbar geworden. Das Einzige, was er noch sagte, war, dass er nun tausend Stutz für eine Lesung erhalte. «Tausend Stutz, stell dir vor!» Er war wie geistig nicht mehr anwesend. Ein Mann mit einer solchen Be-



«Wunderbare Tellerwäscher-Karriere»: Schriftsteller Lukas Hartmann auf dem Gurten.

gabung, der sich dermassen zuschanden reitet, das war ein trauriger Anblick. Sie haben ein Faible für Randfiguren, das zeigen Ihre Bücher. War das auch der Grund, dass Sie, trotz Lehrerausbildung, Jugendberater wurden?

Zu der Stelle bin ich eher zufällig gekommen, sie war aber sehr prägend. Dort habe ich jene elementaren Erfahrungen gemacht, die mir an der theorielastigen Uni

gefehlt hatten: Ich hatte mit den ersten Junkies der Schweiz zu tun – die Konfrontation mit der Selbstzerstörung, den anderen Lebensformen, das wirkt bis heute nach. Der Ablauf im Umgang mit Randfiguren ist immer derselbe: Erst wehrt man sie ab, dann macht man sie lächerlich, irgendwann werden sie ein selbstverständlicher Teil der Gesellschaft. Konkubinatspaare oder Homosexuelle haben das schon hinter sich.

Sie haben drei Kinder aus zwei Beziehungen vor der jetzigen mit Simonetta Sommaruga. Welche Phase der Ablehnung haben Sie selbst durchgemacht?

Bei mir war das schon zunehmend akzeptiert. Meine Biografie ist kurvig, aber eigentlich möchte ich nicht, dass es anders gewesen wäre. Zu meinen Kindern habe ich eine gute Beziehung, die ich mir aber hartnäckig erarbeiten musste: Auch nach den

Trennungen habe ich mich immer intensiv um sie gekümmert, bei den zwei Jüngeren habe ich auch Hausmannspflichten übernommen.

Das war damals nicht selbstverständlich.

Die Trennungen haben mich sehr viel gekostet, sowohl finanziell als auch energie-mässig. Einerseits fühlt man sich als Versager, andererseits eröffnet sich damit aber auch die Möglichkeit, eine Beziehung von Grund auf neu zu definieren, sie in eine Freundschaft übergehen zu lassen. Das ist mir, glaube ich, gelungen.

Sie haben alle grossen Intellektuellen-debatten der letzten Jahrzehnte hautnah miterlebt: die Aufarbeitung der Rolle der Schweiz im Zweiten Weltkrieg, den Diskurs der Enge, die Fichenaffäre, die Armeeausschaffungsbemühungen und so fort. Wann haben Sie begonnen, Stellung zu beziehen?

Etwa mit dreissig Jahren habe ich die Kraft verspürt, mich einzumischen, Stellung zu beziehen. Oft differenzierter, als es meine Umgebung gerne gesehen hätte. Mit radikalen Positionen ist man in solchen Diskursen leider viel stärker, aber ich weigere mich, da mitzumachen.

Welche Debatte war für Sie die wichtigste?

Die Fichenaffäre. Die hat mich aufgewühlt. Als ich Einsicht in meine eigene Fische erhielt, musste ich mit Schrecken

feststellen, dass ich mehrmals von Nachbarn denunziert worden bin. Wegen völlig unbedeutender Sachen.

Zum Beispiel?

Es wurde rapportiert, wer mich zu Hause besucht hat. Einmal hat ein Diplomatenauto vor meinem Haus parkiert, einige Asiaten sind zu mir gekommen und etwa eine halbe Stunde später wieder gegangen. Das waren Leute der nordkoreanischen Botschaft, die mich zu einer Reise einladen wollten, die bestimmt zu Propagandazwecken missbraucht worden wäre. Ich habe natürlich abgelehnt, was aber in der Fische nicht vermerkt ist.

Was haben Sie für Schlüsse gezogen aus der Affäre?

Vor allem hat mich schockiert, dass in der Schweiz ein solches Klima der Denunziation herrschen konnte. Es waren ja 900 000 Fichen angelegt worden. Kurz vor dem Auf-fliegen der Affäre reiste ich mehrmals in die DDR, nicht etwa aus Sympathie, sondern weil dort mein Roman «Pestalozzis Berg» verfilmt wurde. Das latente gegenseitige Misstrauen war ständig spürbar. Ich habe eine gewisse Ähnlichkeit zur Fischen-Schweiz empfunden. Es hat hierzulande sehr wenig gebraucht, um als Staatsfeind zu gelten: Eine andere politische Utopie reichte schon, um in die radikale linke Ecke gestellt zu werden. Zeitungen wie die NZZ machten dabei mit.

Das Vertrauen in den Staat ist erschüttert worden?

Ja, spätestens da war mir klargeworden, dass ich dazu nicht schweigen wollte. Allerdings war ich nie ein lauter Kämpfer, das entspricht nicht meinem Naturell. Ich halte mich an den Philosophen Karl Popper, der forderte, man solle seine eigene Position immer auch zu falsifizieren versuchen. Auch ich bin eine Person, die sich immer hinterfragt. Das wird ja heute fatalerweise als Schwäche ausgelegt.

Dass Sie sich auf den liberalen Philosophen Popper beziehen, ist doch eher überraschend. Für ihn war klar, dass Freiheit der Gleichheit vorzuziehen ist. Bei der Sozialdemokratie gilt das Umgekehrte.

Für mich ist der Begriff der Balance zentral. In dem kleinen Kosmos Schweiz stehen Positionen und Werthaltungen in einem labilen Gleichgewicht, das ständig austariert werden muss. Das gilt auch für die Balance zwischen Freiheit und Gleichheit.

Sie waren Mitbegründer der Gruppe Olten, der linken Abspaltung des damals eher konservativen Schweizerischen Schriftstellerverbands (SSV). Eine turbulente Zeit. Wie haben Sie den Diskurs unter den Intellektuellen erlebt?

Als schwierig. Manchmal hatte ich das Gefühl, ich gehöre gar nicht dazu. Auch das entspricht meinem Naturell. Trotzdem

wurde ich 1985 zum Präsidenten der Gruppe Olten gewählt. Die Abspaltung war meiner Meinung nach richtig. Dass SSV-Präsident Maurice Zermatten beim «Zivilverteidigungsbuch» des Bundes mitgearbeitet hatte, in dem Mitglieder aller möglichen Gruppierungen als potenzielle Staatsfeinde eingestuft wurden, war nicht haltbar. Sie müssen das Büchlein einmal lesen, das war eine unsägliche Kampfschrift gegen alles Linke und eine Aufforderung zur gegenseitigen Bespitzelung.

Höre ich richtig heraus: Sie fühlten sich nicht sonderlich wohl in der Gruppe Olten?

Es wurde eine zu starke Einheitlichkeit im Denken gefordert. Ich bin für Meinungsvielfalt. Als Präsident der Gruppe Olten strebte ich die Wiedervereinigung mit dem SSV an, damals war Hugo Loetscher dessen Präsident. Ich scheiterte mit dem Anliegen aber haushoch. Da herrschte eine linke Kampf-rhetorik, die mir widerstrebte. Sobald Begriffe vereinnahmt werden, um gewisse

«Am Schluss habe ich Niklaus Meienberg nur noch bedauert.»

Meinungen abzudecken, sträubt sich alles in mir. Egal, ob das von Linken oder Rechten gemacht wird.

Wer waren die wichtigsten Exponenten unter den Radikalen? Kennt man die noch?

Ich möchte keine Namen nennen.

Bei der Einheitlichkeit im Denken hat sich bis heute nichts geändert. In Kulturkreisen wird keine Position zugelassen, die auch nur einen Millimeter abweicht.

Wirklich? Ich erlebe das anders. Vielleicht fürchten sich einige Leute davor, von der falschen Seite instrumentalisiert zu werden, wenn sie eine differenzierte Meinung vertreten. Das kann ich verstehen, das möchte ich auch nicht.

Die heutige Linke definiert sich fast nur noch über das Feindbild Blocher. Stimmt dieser Eindruck?

Da besteht sicherlich eine symbiotische Beziehung. Blocher bietet sich dafür auch lustvoll an. Ich finde es erstaunlich, wie jemand, der auf Schweizer Boden gross geworden ist, in seinem Verhalten dermassen unschweizerisch ist. Er ist eine Person, die spaltet, die keinen Wert auf Ausgleich legt. Wenn früher eine Volksabstimmung mit einer knappen 50,3-Prozent-Mehrheit ausging, kamen die Sieger den Verlierern entgegen und berücksichtigten deren Anliegen bei der Umsetzung. Heute lautet das Credo: *The winner takes it all*. Das entspricht nicht unserer Kultur.

Früher war doch auch nicht immer alles so harmonisch, wie Sie das darstellen. Es wur-

Lukas Hartmann

Der Autor wurde am 29. August 1944 in Bern geboren. Er absolvierte eine Primar-lehrer- und Sekundarlehrausbildung, studierte danach Germanistik, Psychologie und Musik, allerdings ohne abzuschliessen. Nach einigen Jahren als Lehrer und Jugendberater wechselte er als Journalist zu Radio DRS, bis er sich hauptberuflich dem Schreiben widmete. Für seine zahlreichen Romane, Theaterstücke und Kinderbücher ist er mehrfach ausgezeichnet worden.

Bekannt ist er vor allem für seine historischen Romane. Zuletzt erzählte er in «Abschied von Sansibar» die Geschichte der omanisch-sansibarischen Prinzessin Salme, die nach der Heirat unter dem Namen Emily Ruete in Hamburg lebte. In diesen Tagen erscheint sein Kinderbuch «Mein Dschinn» über einen Jungen, der aus dem Kinderheim flieht und sich auf die Suche nach seiner Mutter macht. Für nächsten Frühling hat Hartmann einen Roman angekündigt, in dem er den Mauerfall, die Fichen-Affäre und die Geheimarmee P-26 thematisiert. Der Schriftsteller lebt mit seiner Frau, Bundesrätin Simonetta Sommaruga, in Spiegel bei Bern. (rb)



«Monologist»: Dürrenmatt, Hartmann, 1979.



«Lernprozess»: Sommaruga, Hartmann.

de immer mit harten Bandagen gekämpft, so ist nun mal die Politik.

Mein historisches Vorbild ist Henri Dufour. Er war General im Sonderbundskrieg und hat den Krieg mit möglichst geringen Verlusten geführt. Nur 150 Tote und 400 Verletzte – und das in einem Bürgerkrieg! Diese Milde kam aus einer weitsichtigen Haltung heraus: Wir müssen nachher wieder zusammenleben. Nach der Kapitulation von Luzern hat Dufour sofort die Hand zur Versöhnung ausgestreckt und die Verlierer bei der Neuordnung der Schweiz mit einbezogen. Das war eine enorme Leistung.

Später gab es viele heftige politische Kämpfe, bei denen man den Gegner keineswegs geschont hat. Man denke nur an den Landesstreik von 1918.

Ja sicher, der war auch nötig. Aber auf die Konflikte folgten immer Phasen, in denen

man aufeinander zuzuging, sich wieder fand. Die schweizerische Art, sich zu entwickeln, ist der Kompromiss. Ich bin ein Anhänger des mühsam erarbeiteten Kompromisses, der von allen Beteiligten mitgetragen werden kann.

Sie haben einmal die Bestrebungen der SVP nach mehr Souveränität der Schweiz als weltfremde Träumerei beschrieben.

Ich muss immer lachen, wenn die Forderung kommt, der Bundesrat solle nach Brüssel reisen und einmal richtig auf den Tisch hauen. Zu glauben, die EU habe uns nötiger als umgekehrt, ist eine Grandiositätsfantasie sondergleichen, zu sagen: «Geht einmal hin und überzeugt 28 Länder, sie sollen die Schweiz bevorzugt behandeln.» Das ist doch lächerlich.

Sie sind ja für den EU-Beitritt...

...halt, Sie unterstellen mir etwas.

In Ihrem Essay «Der Traum von der schrankenlosen Souveränität» schreiben Sie deutlich, dass Sie den Beitritt befürworten.

Wie lange ist das her? Vier oder fünf Jahre? Da wollte ich provozieren, die Argumente von der anderen Seite herauslocken. Heute würde ich das anders formulieren. Ich bin für eine schrittweise Assoziation, zum Beispiel via einen EWR-Beitritt – mit der Vision einer vollwertigen EU-Mitgliedschaft, ja. Ich bedauere es unglaublich, dass heute über unser Verhältnis zu Europa nicht angemessen sachlich diskutiert werden kann. Wer sich für eine Annäherung ausspricht, wird umgehend desavouiert. Die EU hat enorme Schwierigkeiten, hat aber auch enorm viel geleistet auf diesem einst so blutigen Kontinent.

Sie beklagen nicht nur die zunehmende Polarisierung, sondern auch die Medien, die aus Ihrer Sicht oft zu wenig differenziert berichten. Ihr Bruder Jürg Lehmann war von 1999 bis 2003 Chefredaktor des *Blicks*, jener Zeitung, die per Definition die Themen zuspitzen muss. Haben Sie darunter gelitten?

Es war eine interessante Erfahrung. Wir haben oft heftig debattiert, aber immer freundschaftlich. Die *Weltwoche* schrieb damals, zwischen uns würden Spannungen bestehen, das war völliger Unsinn. Ich habe respektiert, was er mit dem *Blick* zu machen versucht hat.

Ihre Laufbahn ist doch sehr ungewöhnlich: Einst standen Sie in Opposition zum Staat, jetzt stehen Sie durch Ihre Beziehung ganz nahe am Zentrum der Macht.

Ich staune selber darüber. Es macht mich stolz, dass in der Schweiz ein solcher Aufstieg möglich ist – die Grosseltern haben ja noch unter ärmsten Bedingungen gelebt. Metaphorisch ist das eine wunderbare Tellerwäscherkarriere, bei der es mir aber nicht immer hundertprozentig wohl ist. Als Schriftsteller möchte ich zum ganzen Polit-

betrieb auf Distanz bleiben, die Elite lieber aus der Ferne beobachten. Fast alles, was ich erfahre, darf ich leider nicht literarisch verwenden, das ist manchmal hart.

Es wird also keinen Roman geben wie Thomas Hürlimanns «Der grosse Kater»?

Hürlimann war ja der Sohn eines Bundesrats, nicht der Ehemann einer Bundesrätin. Das ist eine andere Situation. Ich möchte mich aber keineswegs beklagen, schliesslich ist es auch sehr spannend, wenn man einen solchen Einblick in die Entscheidungsprozesse bekommt.

Was ist Ihre interessanteste Erkenntnis?

Wie begrenzt die Macht ist. Es gibt verschiedene Machtzentren im Land, der Bundesrat ist nur eines davon.

Es existiert ein Bild von Ihnen mit Frack und Fliege an der Seite Ihrer Frau am Staatsempfang von König Juan Carlos 2011. Worüber spricht man bei solchen Anlässen?

Ich bin sehr zurückhaltend mit offiziellen Auftritten. Es gibt Aufregenderes als solche Empfänge, doch manchmal hat man das Glück, auf einen interessanten Gesprächspartner zu treffen. In die Details möchte ich nicht gehen.

Irgendwann setzen sich alle Gäste an eine grosse Tafel, das sieht ziemlich steif aus. Wie ist das, wenn man selber darsitzt?

Sie können sich vorstellen: Das ist nicht das, was ich am liebsten mache...

Viele Männer bekunden Mühe damit, wenn die eigene Frau mehr verdient und ein höheres Sozialprestige hat als sie selbst. Wie ist das bei Ihnen?

Das war tatsächlich ein Lernprozess. Als wir uns kennenlernten, war ich noch bekannter als Simonetta. Sie erlebte dann einen rasanten Aufstieg, zuerst als Konsumentenschützerin, dann als Nationalrätin, Ständerätin und schliesslich als Bundesrätin. Der grosse Lohnunterschied zwischen uns ist aber kein Thema, weder für sie noch für mich. Das Schöne ist ja: Wenn man viel Geld hat, kann man auch viel weggeben. Darin sehe ich auch eine Verpflichtung. Die Männer müssen sich nun halt daran gewöhnen, dass die Frauen Karriere machen, jahrhundertlang war es anders. Ich finde diese Entwicklung nur positiv.

Dass Sie selbst als Autor sehr erfolgreich sind, dürfte hilfreich sein.

Ja, sicher. Seit ich zum Diogenes-Verlag gewechselt habe, verkaufen sich meine Bücher auch in Deutschland sehr gut. Das hätte ich nie in dem Ausmass erwartet. Was auch immer eine interessante Erfahrung ist: Wenn ich in Deutschland eine Lesung habe und Simonetta mitkommt, dann kennt sie dort kaum jemand. Hier kennen sie inzwischen nahezu alle. Das ist die Diskrepanz zwischen Innen- und Aussensicht, mit der wir leben müssen. ○



Ein Mann, ein Bild: Herzog von Urbino (um 1470) von Piero della Francesca.



Der Prä-Selfieaner

Von Daniele Muscionico

Reden wir über Kunst. Weil das kann jeder. Weil ja auch jeder malen kann – oder ein Kind kennt, das pinselt, zeichnet, fotografiert, töpft, bastelt, Bretter sägt. Machen Künstler denn etwas anderes?

Reden wir über Kunst, reden wir über Selfies. Und zwar mit voller politischer Absicht: Der Münchner Kunst-Verlag Prestel hat soeben einen Sammelband auf den Markt geworfen, um nicht zu sagen: geschleudert. Zum Schleuderpreis widmet er sich dem beliebtesten und vielleicht ältesten Genre der Malerei, dem Porträt, den «50 Porträts, die man kennen sollte». Er liefert damit einen Beitrag zu einem Tagesthema, das in der Kleinstadt Baden seinen Brandherd hat. Das Buch mit den Bildern, die man ikonisch nennt, soll alle Erregten hier und heute daran erinnern: Es war schon immer so – wer im Bild ist, ist an der Macht. Und bezweifelt einer, dass das beste Stück eines Mächtigen auf einem Brustbild Platz findet? Dann sehe er sich bitte diese Nase an!

Natürlich, der Herzog von Urbino, hier abgebildet von Piero della Francesca, war um 1470 noch nicht in der Lage, in der wir Glücklichen stecken: Wir können uns auch ohne Künstlertalent selbst porträtieren, und zwar jederzeit und an jedem Ort – und auch bloss in den Teilen, die wir für unsere vorteilhaftesten halten.

Doch dieses Bild ist so gut wie ein Selbstporträt. Es entstand im Auftrag des Herzogs, musste im Sinne des Herzogs ausgeführt werden und sollte vor allem dem Herzog gefallen – noch mehr aber seinem sozialen Netzwerk: anderen Machthabern wie Kirchenfürsten, Herzögen. Frauen? Natürlich nicht, sie hatten keine Macht, ausser Mann konnte mit ihnen «Staat machen», das heisst zu Macht gelangen. Durch ihren Sexappeal, genau.

Der Herzog von Urbino gehörte in seiner Zeit zu den meistporträtierten Menschen. Denn es war sein Ziel, sich durch seine Selbstbilder das Image eines Kunstförderers zu geben. Und da er sich diesen Siegerfaktor nicht selbst verschaffen konnte, liess er nur die Begabtesten an sein Gesicht; Piero della Francesca zählte zu den talentiertesten Imagekorrektoren jener Jahre.

Geschichte und Bedeutung von Selfies – das Buch muss noch geschrieben werden. Doch zu wissen, dass das Phänomen eine Erfindung ist, die es schon immer gab, vorzugsweise in Öl damals, müsste deeskalierend auf gewisse Debatten wirken. Oder?

Brad Finger: 50 Porträts, die man kennen sollte. Prestel.

Bestseller

Belletristik

- 1 (2) **Guillaume Musso:** Vielleicht morgen (*Pendo*)
- 2 (1) **Lori Nelson Spielman:** Morgen kommt ein neuer Himmel (*Fischer Krüger*)
- 3 (–) **Charles Lewinsky:** Kastelau (*Nagel & Kimche*)
- 4 (4) **Judith Hermann:** Aller Liebe Anfang (*S. Fischer*)
- 5 (3) **Jean-Luc Bannalec:** Bretonisches Gold (*Kiepenheuer & Witsch*)
- 6 (5) **Donna Leon:** Das goldene Ei (*Diogenes*)
- 7 (6) **Michael Robotham:** Erlöse mich (*Goldmann*)
- 8 (–) **Sarah Lark:** Der Klang des Muschelhorns (*Bastei Lübbe*)
- 9 (9) **Jonas Jonasson:** Die Analphabetin, die rechnen konnte (*Carl's Books*)
- 10 (7) **Anna Gavalda:** Nur wer fällt, lernt fliegen (*Hanser*)

Sachbücher

- 1 (1) **Giulia Enders:** Darm mit Charme (*Ullstein*)
- 2 (2) **Colleen Dorsey:** Rubberband-Schmuck (*Scorpio*)
- 3 (–) **Fritz Hegi:** Mit WanderFritz durch die Schweiz (*Weltbild*)
- 4 (5) **Duden:** Die deutsche Rechtschreibung (*Bibliographisches Institut GmbH*)
- 5 (3) **Wilhelm Schmid:** Gelassenheit (*Insel*)
- 6 (4) **Antony Beevor:** Der Zweite Weltkrieg (*Bertelsmann*)
- 7 (6) **Carla Bardi, Rachel Lane:** Die runden Bücher: Kuchen und Tartes (*Moewig*)
- 8 (10) **Rudolf H. Strahm:** Die Akademisierungsfalle (*Hep*)
- 9 (8) **Jacky Gehring:** Body Reset – Das Erfolgsprogramm (*Weltbild*)
- 10 (9) **Ronald Gohl, Yannik Kobelt, Lukas Fischer:** 1001 Ausflugsziele (*Weltbild*)

Quelle: SBVV/Mediacontrol

Apropos: Bärfuss

In seinem letzten Roman «Koala» bringt Lukas Bärfuss seine ganze Verachtung für seine Heimatstadt Thun und deren Bewohner zum Ausdruck. Der Schriftsteller, der seit vielen Jahren in Zürich lebt, bedient jedes Klischee einer zurückgebliebenen Landbevölkerung, die sich einigelt, sich jeglicher Neugier entsagt und über einen dürftigen Wortschatz verfügt. Die ihm so verhasste Stadt ehrt ihn nun mit dem grossen Kulturpreis, dotiert mit 15 000 Franken. Haben die Verantwortlichen das Buch nicht gelesen? Oder wollen sie mit dem Preis etwa zeigen, dass sie nicht so beschränkt sind, wie Bärfuss schreibt? Ist Bärfuss konsequent, lehnt er den Preis ab. Dann kann er sich die Pein ersparen, wieder Leuten zu begegnen, die, so entnimmt man seinem Buch, weder geschmeidig, anmutig noch gebildet sind. (rb)

Literatur

Wahrheit und Fiktion

Charles Lewinsky sorgt mit seinem neuen Roman für den bisherigen Höhepunkt des Schweizer Literaturjahres.

Von Rico Bandle

Vor einem Jahr brachte Charles Lewinsky mit «Schweizen» ein Buch heraus, dessen Form weit aufsehenerregender war als der Inhalt: In 24 unterschiedlichen Textgattungen, vom Protokoll über das Testament bis zur Gebrauchsanweisung, erstellte der Autor ein lustvolles Panoptikum zur Befindlichkeit der Schweiz. Im Nachhinein erscheint diese Textsammlung wie ein Trainingsfeld für sein jüngstes Buch. In «Kastelau» erzählt Lewinsky anhand fiktiver Gesprächsprotokolle, Wikipedia-Einträgen, Drehbuch-Auszügen, Memoiren und Briefen die Geschichte des deutschstämmigen Hollywood-Stars Walter Arnold. Als Leser wird man Teil einer packenden Forschungsreise, Stück für Stück setzt sich das Bild eines gnadenlosen Opportunisten zusammen, der zum eigenen Vorteil zu verachtenswerten Handlungen bereit ist – und diese dann glaubhaft als Heldentaten umzudeuten weiss.

Lewinsky schafft es, die Textgattungen dermassen authentisch nachzuahmen, inklusive Fussnoten und Werkverzeichnis, dass man als Leser immer mal wieder versucht ist, im Internet nachzuschauen, ob der eine oder andere Wikipedia-Eintrag vielleicht nicht doch existiert. Doch alles ist erfunden – wenn auch mehrere Figuren an reale Vorbilder erinnern.

Umkehr eines Propagandafilms

Die Geschichte spielt sich hauptsächlich in den letzten Monaten des Zweiten Weltkriegs ab. Eine Berliner Filmcrew macht sich auf nach Kastelau in den Bayerischen Alpen, um einen Propagandastreifen aufzunehmen. Die Dreharbeiten, so wird rasch klar, sind bloss der Vorwand, um aus der gefährlichen Hauptstadt zu entkommen. Die technische Crew ist auf ein Minimum beschränkt, der Tonmeister ist gehörlos, das ist eine der Pointen, mit der Lewinsky die Absurdität des Unterfangens wunderbar darlegt.

Die Künstler werden je länger, je mehr Teil der Dorfgemeinschaft. Schauspieler Walter Arnold, der sich immer als überzeugter Nazi gab, bandelt mit einem jungen Mann an – im Dritten Reich ein Verbrechen. Er rettet seine Haut, indem er einen in einem Keller versteckten Deserteur verrät. Zudem ist er die treibende Kraft, als es am Schluss darum geht, den Propagandafilm kurzerhand zu einem Widerstandsfilm umzuschneiden. Der Drehbuchautor des Films (der an Erich Kästner erinnert) beschreibt seinen Auftrag: «Jeder Dialog läuft darauf hinaus, dass man sich bis zum letzten Blutstropfen



Näher an der Realität: Autor Lewinsky.

gegen den Feind wehren muss. Alles ist heroisch und kampfbereit bis zum Gehtnichtmehr. Und jetzt soll daraus plötzlich ein Aufruf zum Frieden werden?» Die Umwandlung gelingt leichter als gedacht. «Es braucht nicht viel, um aus einer Tragödie eine Komödie zu machen, aus einem tragischen Ende ein Happyend. Lass Romeo und Julia überleben, und schon hört das Schluchzen im Zuschauerraum schlagartig auf, und im Rückblick war das Ganze ein fröhliches Lustspiel. Und so hatte es auch nicht viel gebraucht, um aus einem anpasserischen Mitläufer wie Walter Arnold einen Helden zu machen.»

Walter Arnold wird später in Hollywood ein Star, pflegt aktiv seinen Mythos als Widerstandskämpfer, erhält einen Ehren-Oscar dafür. Jener Filmhistoriker, der herausgefunden hat, dass das alles Lug und Betrug ist – jetzt sind wir bei der Rahmengeschichte –, wird von den mächtigen Hollywood-Studios kaltgestellt, seine Arbeit wird nirgends publiziert.

Das Geniale an Lewinskys mehrdeutigem Spiel mit Fiktion und Wahrheit: Seine Fiktion ist viel näher an der Realität als so manche vermeintliche Schilderung der Wahrheit.

Charles Lewinsky: Kastelau. Nagel & Kimche. 400 S., Fr. 35.90

Der falsche Rockefeller

Der bekannte Krimiautor Walter Kirn fiel auf einen Hochstapler herein. Und schrieb ein packendes Stück darüber.

Von Hans-Peter Kunisch

Das Schriftsteller privat Erfahrungen mit Mördern machen, ist selten. Üblicherweise sitzen sie am Schreibtisch und müssen sich gefährliche Geschichten aus den Fingern saugen. Aber auch etwas gewöhnlichere Charaktere sind nicht immer zur Hand. So wird der amerikanische Schriftsteller Walter Kirn – sein Roman «Up in the Air» wurde 2009 mit George Clooney verfilmt – sofort neugierig, als er hört, dass ein Rockefeller-Spross einen schwerverletzten Jagdhund per Internet adoptiert hat. Kirn erahnt eine exzentrische Persönlichkeit, er riecht Stoff. Als Clark Rockefeller ihm per Fax noch ein selbstkreatives Hundefutterrezept schickt, das Naturreis, Gemüse, allerlei Fleisch, aber auch Lachs, eine Messerspitze Seetangpulver und Bienenpollen enthält, hegt er keinerlei Verdacht. Er übernimmt den Transport des Tiers von Montana nach New York – und geht einem Hochstapler und Mörder auf den Leim.

Sein Rockefeller, so wird Walter Kirn Jahre später über die Medien gewahrt, ist der 1960 geborene Christian Gerhartsreiter aus dem bayrischen Kaff Bergen, der als Austauschschüler in die USA kam, in Hollywood scheiterte, falsche Identitäten annahm, ohne Ausbildung als Börsenmakler arbeitete, eine reiche Frau heiratete, Vater wurde und einen Mann, dessen Leiche er zerstückelte und dem er wohl eine kleine Erbschaft abnehmen wollte, auf dem Gewissen hat.



Verratene Freundschaft: Autor Kirn.

Anfangs, erzählt Kirn, habe er gedacht: «Ein putziger, kleiner Hobbit, der sich selber für so amüsan hielt, dass er etwas Wahnhafte hatte.» Gekostet wird im Privatklub, öffentliche Restaurants kennt Rockefeller, der nie Socken trägt, nicht, Coca-Cola habe er nie probiert – wie das schmecke? Alles, was Clark umgibt, wirkt schief. Doch Kirn, der in Princeton studiert hat und für das Magazin *Time* arbeitet, ist trotz Erfolg im Beruf und bei den Frauen immer noch ein durch Extravaganzen beeindruckbares Landei. So ist «Blut will reden» auch eine Alexis-Sorbas-Geschichte.

Selber der Held

Kirn ist geblendet von der Aufmerksamkeit des vermeintlich Hyperreichen, obwohl er heute denkt, dass Clark nur einen Spiegel gebraucht hat. Gekonnt entwickelt Kirn den Mix aus Charisma und Schwäche, der ihn mit dem seltsamen Freund verbindet. Als Clark ebenfalls geschieden wird, leistet Kirn Lebenshilfe und fühlt sich noch tiefer verbunden. Trotzdem zeigt sich Clark, der mit seinen Maskeraden über zwei Jahrzehnte lang durchkam, hier verwundbar. Als er seine eigene Tochter bei einem überwachten Termin entführt, kommt es zum Skandal: Gefängnis, die Rockefellers distanzieren sich, Ermittlungen beginnen. Zuerst hält Kirn den Rockefeller-Clan für «feige», bald aber fühlt er sich missbraucht wie Clarks getäuschte Frauen.

Natürlich ist es die vielgeschmähte «persönliche Betroffenheit», die das Buch spannend macht, die Nähe zwischen Autor und Monster. Kirn erzählt sie psychologisch angemessen verästelt, aber von der Handlung her geradlinig. Bis er sich zuletzt darauf versteift, selber zum Helden zu werden.

Plötzlich versucht Kirn anhand des «Hundetagebuchs», das Clark geführt hat, zu zeigen, dass er selber als Mordopfer vorgesehen war. Das überzeugt leider so wenig, wie man wirklich versteht, warum der Hochstapler, dem der Journalist Mark Seal schon ein Sachbuch gewidmet hat («Der Mann, der Rockefeller war»), überhaupt morden musste. Auch dass Kirn sein Buch etwas grossspurig als «Verrat» an seiner längst von Rockefeller verratenen Freundschaft deklariert, ist eine Spur zu dick aufgetragen. Gerhartsreiter, begreift man, ist nicht der einzige Grosskotz dieses Paares. Aber auch davon lebt dieses Buch.

Walter Kirn: Blut will reden. Eine wahre Geschichte von Mord und Maskerade. C. H. Beck, 288 S., Fr. 29.60

Trio Feuervogel plus one

Von Peter Rüedi

Zusammen sind die drei weisen und wilden Herren 224 Jahre alt, aber wo Altsaxofonist Oliver Lake, Bassist Reggie Workman und Drummer Andrew Cyrille unter der schlichten und pleonastischen Affiche «Trio 3» auftreten, entfachen sie Polargewitter und Feuerstürme, in deren Licht sich alle mir bekannten Teenie-Bands uralt ausnehmen. Sie spielen eine Musik, die so frei wie möglich und so organisiert wie nötig ist, und wem da der abgedroschene Satz auf der Zunge liegt, es gebe nichts Überholteres als die Avantgarde von gestern, weiss es nach den ersten paar Takten ihrer jüngsten CD für Intakt besser.

Wie auf vier Produktionen zuvor lud das betagte Trio infernal einen Pianisten als Gast ein, nach Irène Schweizer, zweimal Geri Allen und Jason Moran diesmal den derzeitigen *Shooting-star* seines Fachs, den soeben im Kritiker-Poll von *Down Beat* mal wieder zum Pianisten des Jahres gekrönten Indoamerikaner Vijay Iyer, mit Jahrgang 1971 knapp dreissig Jahre jünger als der jüngste der drei jugendlichen Oldies. Könnte sich ausnehmen wie ein karitatives Unternehmen, eine Art progressiver Altersnachmittag, bei dem ein jugendlicher Animator die Veteranen zum Tanz führt. Ist aber eher umgekehrt. Iyer, ein Meister im Fach Instant Composing, ein unablässiger Kontrabandist zwischen Komposition und Improvisation, wird von seinen Partnern vitalisiert und befeuert, dass es eine Freude ist. Was soll's: Alle hier Beteiligten wussten immer schon, dass Disziplin eine Voraussetzung von Improvisation in offenen Formen ist. So entsteht eine inspirierte, intensive, offene Musik zwischen heftigen Energieausbrüchen und ruhigen, melodisch expressiven Passagen, am eindrucklichsten in Iyers dreiteiliger «Suite for Trayvon (and Thousands More)», einer Art unsentimentalem Requiem auf den 2012 von einem rassistischen Wachmann in Florida erschossenen afroamerikanischen Teenager Trayvon Martin.

Der Free Jazz ist Geschichte, es lebe die improvisierte Musik jenseits der Klischees! Wie der (im Januar verstorbene) Jazzschreiber Amiri Baraka in seinen Liner-Notes sagt: «Let it fly, but hold on tight!»



Trio 3 (Oliver Lake, Reggie Workman, Andrew Cyrille) & Vijay Iyer: Wiring. Intakt CD 233

Top 10

Knorr's Liste

1	Boyhood	★★★★★
	Regie: Richard Linklater	
2	Maps to the Stars	★★★★☆
	Regie: David Cronenberg	
3	Jimmy's Hall	★★★★☆
	Regie: Ken Loach	
4	Lucy	★★★★☆
	Regie: Luc Besson	
5	Dawn of the Planet of the Apes	★★★★☆
	Regie: Matt Reeves	
6	Wir sind die Neuen	★★★★☆
	Regie: Ralf Westhoff	
7	Fading Gigolo	★★★★☆
	Regie: John Turturro	
8	The Fault in Our Stars	★★★★☆
	Regie: Josh Boone	
9	22 Jump Street	★★★★☆
	Regie: Phil Lord / Chris Miller	
10	Storm Hunter	★★★☆☆
	Regie: Steven Quale	

Kinozuschauer

1 (1)	Lucy	25 985
	Regie: Luc Besson	
2 (-)	The Expandables 3	25 537
	Regie: Patrick Hughes	
3 (-)	The Hundred Foot Journey	10 623
	Regie: Lasse Hallström	
4 (3)	Step Up All In	8 633
	Regie: Trish Sie	
5 (4)	22 Jump Street	8 587
	Regie: Phil Lord / Christopher Miller	
6 (2)	Dawn of the Planets of the Apes	6 657
	Regie: Matt Reeves	
7 (5)	How to Train Your Dragon 2	5 667
	Regie: Dean DeBlois	
8 (6)	Planes: Fire & Rescue	5 090
	Regie: Roberts Gannaway	
9 (-)	Into the Storm	4 125
	Regie: Steven Quale	
10 (8)	Wir sind die Neuen	2 904
	Regie: Ralf Westhoff	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband;
Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

1 (-)	The Return of the First Avenger (Disney)
2 (-)	Die Schadenfreundinnen (Fox)
3 (1)	300: Rise of an Empire (Warner)
4 (-)	Pompeii (Rainbow)
5 (2)	Der Hundertjährige, der... (Ascot Elite)
6 (-)	The Monuments Men (Fox)
7 (3)	Rio 2 (Fox)
8 (9)	The Wolf of Wall Street (Universal)
9 (5)	Der Hobbit – Smaugs Einöde (Warner)
10 (7)	Die Abent. v. Mr Peabody... (Dreamworks)

Quelle: Media Control



Ausgefreakte galaktische Vagabunden: «Guardians of the Galaxy».

Kino

Bekifft von magellanschen Wolken

Eine Comic-Verfilmung mal wieder mit Helden ohne tiefere Bedeutung. «Guardians of the Galaxy» ist fast eine Zauberposse. Von Wolfram Knorr

Man muss nicht kulturoptimistisch aufgelegt sein, um im Genre der Himmels-Rambos eine moderne Variante des antiken Olymps zu sehen, auch wenn der Klub der *superheroes*, gemessen an der zeusschen Riege, ziemlich flach verwurzelt ist – allerdings nicht im Pekuniären. Waren die Olympioniken eine Weltschöpfung, sind die Bat- und Spider-Männer eine kommerzielle Wertschöpfung. Züchter dieser Himmels-Goldesel sind DC Comics («Superman») und Marvel («Iron Man»); DC gehört zum Time-Warner-Imperium, Marvel zu Disney. Als DC (Kürzel von «Detective Comics») seine Strich-Rennmisten erfolgreich zu hamletschen Grüblern aufwertete, zog Marvel mit Bedeutungshuberei sofort nach. Die zweidimensionalen Figuren mit Blut und Seele ins Dreidimensionale zu dopen, war interessant, aber zugleich auch kurios. Selbst Christopher Nolans brillante «Batman»-Filme waren dagegen nicht gefeiert. «Eine leise Schwermut», so Egon Friedell, «ist die Lasur aller Kunst», und den Kerl im Ganzkörper-Trikot mit «leiser Schwermut» zu lasieren, bleibt halt doch ein wenig albern.

Nun aber kommt aus der Marvel-Schmiede (fast) eine Space-Operette, die bewährten SF-Krempel und -Plunder aus dem All mit fröhlichem Vergnügen zusammenkehrt, als sei das Universum nicht outdoor, sondern indoor:

«Guardians of the Galaxy». Helden-Comics unterliegen naturgemäss der permanenten Übertrumpfung, und so erklimmen Dan Abnett und Andy Lanning Ende der sechziger Jahre mit ihrer Kreation der «Guardians» einen Gipfel, der von einer magellanschen Speed-Wolke eingenebelt gewesen sein muss. Die Verfilmung wird dem voll gerecht. Die *good guys* sind ausgefreakte galaktische Vagabunden, die *bad guys*, neonfarbene Irokesen-Mensch-Maschinen, auch. Auf den Planeten dampft's und qualmt's aus spitzen Termitenhügel-Vulkanen, das Universum ist eine blutrote, Milchstrassen-grelle Sternen-Verwirbelung, und die Raumschiffe sind knallig farbige, Bumerang-verdrehte Skulpturen à la Niki de Saint Phalle. Kurz: komplett gaga, komplett bekifft. Auf der Hatz nach einem Gral, mit dem man das All beherrschen, aber auch zerstören kann, jagen die Hüter der Galaxie machtbesoffene Wegelagerer – und das macht einen Riesenspass.

James Gunn (Regie, Co-Autor) und seine Crew haben in den Revieren von «Star Wars», «Flash Gordon», «Enterprise» gewildert, aber mit den *sidekicks*, dem Waschbären Rocket und dessen Kumpel Groot, einem Baum, der mit ausgedorrter Mumienstimme knarzt, Figuren geschaffen zwischen Johann Nestroys Lumpacivagabundus und dem Zauberer von Oz. Eine

Mixtur, die nur von einem Hirn erdacht werden konnte, das durch eine Gravitations-Kollision aus der Halterung geboillert worden ist. James Gunn lernte sein Handwerk in der aberwitzigen Independent-Bude Troma, in der Machwerke entstanden wie «Surf Nazis Must Die» oder «Croaked: Frog Monster from Hell». Wer nie einen Troma-Film gesehen hat, kennt das Kino nicht. Der tromasche Einfluss durch Gunn auf «Guardians of the Galaxy» ist unübersehbar. Im familientauglichen Blockbuster wird daraus ein grosser Jux. ★★★★★☆

Weitere Premieren

Die andere Heimat — Hymnisch gelobte vierte Heimat-Chronik des heimatbeseelten Edgar Reitz und die erste in Schwarzweiss. Sie geht zeitlich weit zurück, in die Mitte des 19. Jahrhunderts, und zeigt, immer aus grosser Distanz, die Abhängigkeit der Menschen von der Natur, der Arbeit, der Obrigkeit. Was sie antreibt, ist die Sehnsucht, zu lernen, sich weiterzubilden oder auszuwandern. Der Film ist visuell grossartig, doch die Handlung wirkt gesetzt und arrangiert wie in einem Freilichtmuseum. Keine Figur wird emotional nahegerückt. Nicht jedermanns Sache. ★★★★★☆



Visuell grossartig: «Die andere Heimat».

La chambre bleue — Das blaue Zimmer ist der Inbegriff von Leidenschaft und Verderben, jedenfalls bei Georges Simenon. In Mathieu



Voller Verderben: «La chambre bleue».

Amalrics Romanverfilmung treffen sich dort der verheiratete Julien (M. Amalric) und die Apothekerin Esther (Stéphanie Cléau) und geben sich auch voller Verderben ihrer Leidenschaft hin, aber leider so bedeutungsschwanger und gespreizt, dass der Zuschauer zu leiden beginnt. ★★☆☆☆

Hector and the Search for Happiness — Der gleichnamige Roman von François Lelord war ein Bestseller, einer von diesen charmanten Ratgebern, wie man das Leben meistert. Entweder lassen sich derartige Bücher nicht verfilmen, oder sie entlarven die Ratgeberei als heisse Luft. Diese Filmversion jedenfalls, in der es um die Suche nach dem Glück geht, ist totale Oberfläche und nicht allzu ernst zu nehmen. Psychiater Hector (Simon Pegg) kann seine Patienten einfach nicht glücklich machen und sich auch nicht. So entschliesst er sich, das Glück in der weiten Welt zu suchen, und auf seinen tollen Reisen trifft er tolle Leute, die mal unglücklich und mal glücklich sind, woraus er seine Lehren zieht (keine Ahnung, welche). Irgendwann kehrt er zurück zur liebenden Frau und ist glücklich. Tja, Reisen tut gut, das weiss jedes Reiseunternehmen. Nach seinem Trip, bei dem Geld offenbar keine Rolle spielt, ist Hector glücklich, er hat ja so wahnsinnig viel gesehen. Es gibt ein paar amüsante Einfälle, und Simon Pegg als Hector macht seine Sache prima, aber verlogen ist das trotzdem. ★★☆☆☆

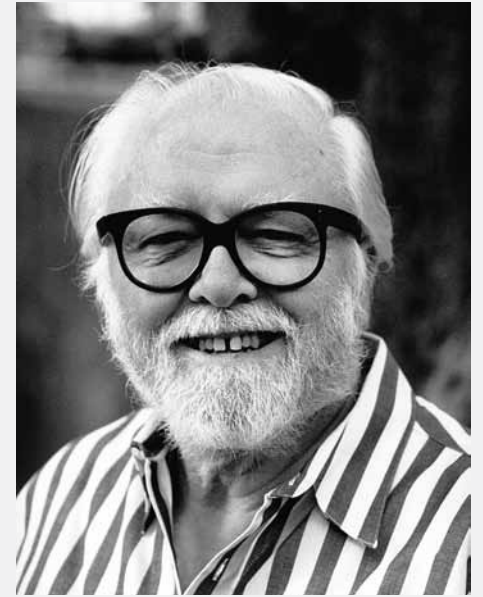
konnten auch gefühlte drei Stunden dauern; und umgekehrt können Vierstünder durchaus kurzweilig sein. Der überlange Film bleibt eine Ausnahme. Man hat sich auf eine Filmlänge von etwa neunzig bis hundert Minuten geeinigt, um zum einen die Vorgabe eines abendfüllenden Events zu erfüllen und zum anderen auch täglich mehrere Vorführungen zu ermöglichen. Wie lange man aufnahmebereit ist, ist eine Frage der individuellen Konstitution.

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Nachruf



Einer der Grossen: Richard Attenborough.

Richard Attenborough (1923–2014) — Jeder Mensch, so Georg Büchner, sei ein Abgrund, «es schwindelt einen, wenn man hineinsieht». Als Richard Attenborough 1971 den britischen Frauenmörder John Christie im Psychothriller «10 Rillington Place» mit seinem netten Rollmopsesicht spielte, sah man in den Abgrund. Als Dickerchen mit dicker Brille und in ausgeleierter Strickjacke war er irre in dieser Mischung aus Reichenhaus-Sumpfkroete und charmantem Onkel. Ein wenig hatte er davon noch als Milliardär in «Jurassic Park» (1993). Nur ist Attenborough, der 1976 zum Sir und 1993 zum Lord ernannt wurde, als Charaktermime durch seine Regiekarriere fast in Vergessenheit geraten. Als Filmemacher war er gewissermassen die filmische Entsprechung der Renaissancemaler, die in gewaltigen Horizontalen Geschichte bildnerisch umsetzten. 1972 begann er mit «Young Winston» und erlebte mit dem Schlachten-gemälde «A Bridge Too Far» (1977) erste internationale Wertschätzung. Mit «Gandhi» (1982), breit und ausufernd, hatte er seinen Triumph. Der Film gewann acht Oscars, erntete aber auch heftige Kritik. Dass ausgerechnet ein Brite eine Biografie über das Nationalheiligtum drehte und auch noch mit einem Briten besetzte (Ben Kingsley), hat viele Inder schwer erobost. Attenborough gestand unermüdlich, dass er durch Gandhi weiser geworden sei. Die Qualität der Filme seines Vorbilds David Lean («Lawrence of Arabia») erreichte er nicht, zumindest nicht mit jenen Werken, die «Gandhi» folgten, wie «Cry Freedom» (1987) oder «Chaplin» (1992). Er war einer der Grossen des britischen Films. *Wolfram Knorr*

Fragen Sie Knorr

Was halten Sie von Filmen, die überlang sind oder ultrakurz? Muss sich die Filmlänge dem Gewinnstreben des Mainstreams oder dem künstlerischen Anspruch anpassen? Wie lange ist der Mensch überhaupt für einen Film aufnahmebereit?



A. V., per E-Mail

Die Länge unterliegt immer subjektiver Wahrnehmung. In den fünfziger Jahren gab es sogenannte Doppelprogramme mit Filmen von gerade mal siebzig Minuten. Die

Champagner und Elefanten

Grosszügige Gesten am Zürcher Zoofäscht; Schlangestehen an der Rive Gauche Summerparty. *Von Hildegard Schwaninger*



Berge von Blumen: Zoofäscht-Komitee mit Präsident Blum und Zoodirektor Rübel (6. und 7. v.l.).

Wenn eine Benefizgala in Zürich Swissness hat, dann ist es das Zoofäscht, das alle zwei Jahre im Zürcher Zoo stattfindet. Das Publikum, tausend Leute, ist erlesen. Keine Protzer und keine Prahler; es ist das seriöse, gutbestallte Zürich, das sich hier trifft, um den Zoo zu unterstützen. Skandalfreie Politiker, KMU und Zünfter. Gastgeber Alex Rübel, Zoodirektor, ist Zunftmeister bei der Zunft zur Saffran, und Bernhard Blum, Juwelier und Präsident des Zoofäscht-Komitees, ist Oberstrass-Zünfter. Berühmt dafür, dass er am Sechseläuten Berge von Blumen bekommt – was sicher mit dem Zoofäscht zu tun hat!

Daniela Spuhler, Bauunternehmerin und Frau von Peter Spuhler, stand in einem schönen schwarzen Kleid am Eingang und begrüßte jeden Gast persönlich. Sie ist im Zoofäscht-Komitee für das Sponsoring zuständig. Die Damen waren sehr elegant: in kostbaren Roben, mit diskretem Schmuck und frisch frisiert. Die Herren ausnahmslos im Smoking. So spazierten alle über den himmelblauen Teppich Richtung Elefantenanlage. Für die Damen in ihren High Heels war es ein langer Marsch. Das Elefantenmädchen Omysha, vor zwei Monaten im Zoo geboren, entzückte die Gäste, die – das Champagnerglas in der Hand – auf dem Elefantengelände flanierten, ehe es ins grosse Zelt zum gesetzten Dinner ging. Dort servierten traditionell die Pfadfinder Hackbraten. Mit dem gesammel-

ten Geld (850 000 Franken) wird hier ein Jurten-dorf mit Yaks gebaut.

Unter den Gästen: Stadtpräsidentin Corine Mauch (kam allein, ohne ihre Ehefrau), die Nationalräte Thomas Matter mit Ehefrau Marion, Felix Gutzwiler mit Sylvie (in einem langen goldenen Kleid), Gregor Rutz, die Ex-Regierungsrätin Ursula Gut, Armeechef André Blattmann, Vorzeigeunternehmerin Franziska Tschudi (Wicor) mit ihrem Mann Thomas Sauber (haben sich am Sechseläuten kennengelernt), Investor Peter Friedli, Gynä-



Elegant: Thomas Russenberger, Karina Berger.

kologieprofessor Christian Breymann mit Ehefrau und Ärztin Bettina von Seefried, Event-Manager Thomas Russenberger und Karina Berger (Russen & Berger planen den

nächsten Medienball im Mai 2015), die Modeunternehmer Roberto Quaglia (Gross Couture) mit Ehefrau Corina, Doris Hahnloser (Gassmann) mit Tochter Katja, Thomas Herbert (früher Modehaus Schild), die Galeristen Carina und Bruno Thalman (Art Leasing), Architekt David Marquardt, Gabriele von Planta (Manager bei Ernst & Young), Komödiant Claudio Zuccolini. Dass Christian Wolfensberger von Glencore, der am Zoofäscht fehlte, eine Auszeit nimmt, war Gesprächsthema Nummer eins.

Den optimalen Rahmen für eine gelungene Party bereitete das Hotel «Baur au Lac», wo am Freitagabend 999 Gäste zur Rive Gauche Summerparty anrückten (Eintritt: 290 Franken). Essen, Trinken, Spass haben, das macht eine gute Party aus, und wer mit den richtigen Leuten zusammen war, kam voll auf seine Kosten. Das Thema war Asien, und so standen Rikschas bereit. Sie fuhren die Gäste vom Hoteleingang zum Partyeinlass bei der Hotelgarage. *Japanese models* in Geisha-Ausrüstung empfingen die Gäste. Mittendrin Hotel-direktor Wilhelm Luxem in einem chinesischen Seidenanzug. *Origami art* war am Kiosk zu bestaunen und chinesische Akrobatik in der Halle. Die Köche des Hauses überboten sich gegenseitig: raffiniert mariniertes Fleisch, Gemüse, Sushi. Kulinarisches Glanzlicht waren die Dim Sum, zubereitet von aus London



Fürs Auge: Shawne Fielding, Patrick Schöpf.

eingeflogenen Köchen des «Novikov». Die Gäste standen Schlange an den Buffets. Der Champagner wurde in Gläsern gereicht, nicht (wie auch schon) in Plastikbechern. Es war eine Party mit Stil. Viele schöne junge Frauen in bunten, langen Sommerkleidern; als sie anfangen zu frösteln, dislozierten sie ins Hotel, wo bis vier Uhr früh getanzt wurde. Man sah: eine super aussehende Shawne Fielding mit einem trophy-Begleiter, dem 35-jährigen Eishockeytorhüter Patrick Schöpf. Wer Promis sehen wollte, kam nicht auf seine Kosten, aber man geht ja nicht auf Partys, um Promis zu sehen, sondern um sich zu amüsieren.

Im Internet

www.schwaningerpost.com

Dem Summen horchen

Letzte Woche erzählten die Hausfrau Margrit Tobler, 72, und der Imker Fred Jaggi, 76, wie eine Seuche den Niedergang ihrer Bienen bewirkte. Das Summen und das Glück sind nun zurück. *Teil 2*



«Ruhig und zufrieden»: Ehepaar Tobler-Jaggi.

Margrit: Fred hatte in den 1970er Jahren von seinem Vater die alte Bienenrasse Nigra übernommen. Die alten Rassen haben wir lange gegen moderne «Eindringlinge» verteidigt.

Fred: Solange ich denken konnte, waren im Twirgi Bienen geflogen, aber nachdem wir die Bienenvölker wegen der Seuche verbrennen mussten, war das Summen verstummt.

Margrit: Ich wusste, dass meinem Mann die Bienen fehlen würden, aber zuerst wollte er es nicht einsehen.

Fred: Meine Frau hatte recht: Im Sommer 2010, als mein Bienenhaus verwaist dastand, merkte ich, wie viel mir die Bienen bedeuteten, dass sie mich ruhig und zufrieden machen.

Margrit: Markus Imhoof, der Regisseur des Films «More than Honey», hat uns zum Trost drei neue Völker der Rasse Carnica-Königinen geschenkt.

Fred: Die aus dem Süden Europas stammende Carnica ist etwas widerstandsfähiger als die alten Landrassen, sie gibt etwas mehr Honig, und vor allem stechen diese Bienen weniger. Wenn ich heute ohne Schleier kurzärmlig zum Bienenhaus gehe, habe ich nachher nur ein paar Stiche.

Margrit: So gesehen, trug der Film dazu bei, dass wir der Imkerei treu bleiben konnten.

Fred: Als sich die Mitarbeiterin von Markus Imhoof zum ersten Mal bei mir gemeldet hatte, wusste ich nicht, was auf mich zukommen könnte. Sie erklärte mir alles und sagte, sie suchten für eine Kinoproduktion einen urchigen Bergler, der sich mit Bienen auskennt. Sie habe in den vergangenen Tagen viele Imker besucht und interviewt. Markus Imhoof hat sich dann für mich entschieden.

Margrit: Unsere Honigproduktion unterscheidet sich sehr von den industriellen Zuständen, die in Amerika herrschen und die im Film auch gezeigt werden. Wir sind der Natur und den Tieren verpflichtet, es geht nicht nur um den Profit.

Fred: Der Film wurde sogar für den Oscar nominiert, denn er trifft den Nagel auf den Kopf und ist auch als globale Mahnung dafür, dass man mit der Natur sorgfältig umgehen muss. Immer wieder wurde auch der angebliche Satz von Albert Einstein zitiert: «Wenn die Bienen einmal von der Erde verschwinden, hat der Mensch noch vier Jahre zu leben.» Siebzig Prozent unserer gesamten Nahrung stehen mit der Bestäubung durch Insekten in Zusammenhang. Keine Bienen mehr bedeutet keine Bestäubung mehr und vor allem viel weniger Nahrung für die Menschen. Wenn ein Kilogramm Äpfel zwanzig Franken kostet, können sich das nur die Reichen noch leisten.

Margrit: Vor einem Jahr wurde der Film dann auch noch mit dem Prix Walo ausgezeichnet. Ich blieb zu Hause: Der Rummel war mir zu viel.

Fred: Überall Glitzer und Glimmer. Ich wusste gar nicht, dass es so viele exklusive Kleider gibt. Weil ich mit dem Auto unterwegs war, durfte ich nur am Champagnerglas nippen. Ich war trotzdem froh, als ich wieder zu Hause war: bei Margrit und meinen Bienen. Heute gehört der Gang zum wiederbelebten Bienenhaus zu meinem liebsten Ritual: Sobald die Tiere im Frühling zu fliegen beginnen, gehe ich die Treppe hoch, stelle mich in die Bienenhausecke und sehe dem emsigen Treiben zu: Vor allem aber horche ich ihrem Summen.

Fred Jaggi/Elisabeth Schild: Meine Bienen – Als Imker im Gadmental. Zytglogge. 224 S., Fr. 34.– Hörbuch: Myner Bijeni. Zytglogge. Fr. 24.– Protokoll: Franziska K. Müller

Gegen Druck

Von *Andreas Thiel* —
Nur nichts gibt jedem Druck nach.

Landolt: Wo bin ich?

Thiel: In der *Weltwoche*.

Landolt: Oje.

Thiel: Keine Angst, Martin, wir sind hier ganz weit hinten. Wenn du Glück hast, findet dich hier keiner.

Landolt: Und was mache ich hier?

Thiel: Fragen beantworten. Zum Beispiel diese: Warum gibt die BDP jedem Druck aus dem Ausland nach?

Landolt: Weil man dem Druck eben nachgeben muss.

Thiel: Warum muss man dem Druck nachgeben?

Landolt: Man kann doch nicht immer gegen den Strom schwimmen.

Thiel: Nur wer nicht schwimmen kann, gibt dem Wasserdruck nach. Und nur wer nichts hat, um sich dran festzuhalten, lässt sich von jeder Strömung mitreissen. Oder warum sollten wir jedes neue Gesetz und jede neue Regulierung aus der EU automatisch übernehmen?

Landolt: Weil man dem Druck halt nachgeben muss.

Thiel: Warum? Hast du dem Druck nichts entgegenzuhalten?

Landolt: Man kann doch nicht immer gegen den Strom schwimmen.

Thiel: Hättest du dem Druck des Dritten Reichs auch nachgegeben und die Gesetze von Nazideutschland übernommen?

Landolt: Natürlich nicht.

Thiel: Also muss man manchmal eben doch gegen den Strom schwimmen?

Landolt: Ja, schon, aber es ist nicht leicht. Es ist sogar sehr schwierig. Eigentlich ist es nichts für mich.

Thiel: Sag mal, wie bist du denn überhaupt Parteipräsident geworden?

Landolt: Keine Ahnung. Ich habe jedem Druck nachgegeben, bin mit dem Strom geschwommen, und schwups war ich da, wo ich bin.

Thiel: Ja, und zwar in meiner Kolumne in der *Weltwoche*. Und hier lasse ich dich etwas sagen, was du nie sagen würdest, was aber alles aussagt, was du sonst immer sagst.

Landolt: Was?

Thiel: Nichts.

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.



Noblesse oblige

Von Peter Rüedi



Was kann aus dem Oltrepò Pavese Gutes kommen? Die Appellation in den schönen Hügeln südlich der (in ihrer Attraktivität ebenfalls verkannten) Universitätsstadt Pavia produziert mehr als die Hälfte allen Weins der Lombardei. In der Öno-Geografie Italiens ist sie allerdings eine vergessene Ecke, wenigstens auf den Weinkarten mit einem gewissen Anspruch. Hier lässt die Kundschaft aus dem nahegelegenen Mailand ihre Bidons und Korbflaschen (die *damigiane*) mit schlichten Alltagsweinen für den täglichen Bedarf füllen, Barbera, Riesling Italico oder Croatina.

Aus letzterer Sorte wird der Bonarda gemacht, der rustikale rote Schaumwein, eine Art lombardischer Lambrusco, dessen beste Varianten ein paar Umkehr-Snobs (ich zähle mich gern dazu) schon allein deshalb schätzen, weil er in der Schweiz kaum zu kriegen ist. Und natürlich, weil er, kühl genossen, zu italienischen Wurstwaren schmeckt wie sonst nichts oder eben nur noch ein guter Lambrusco. Wie andere Weingegenden, die einen Überfluss an Gewöhnlichem bewirtschaften, haben im Oltrepò Pavese die paar Betriebe Mühe, auf sich aufmerksam zu machen, die nach Höherem streben.

Die Tenuta di Rocca de' Giorgi der Conti Vistarino (keine Marketing-Erfindung: den Laden schmeisst heute tatsächlich Conte Carlo und seine Tochter Ottavia) gehört zu denen. Ein nobler Familienbetrieb, der über die Kleinigkeit von 825 Hektar Land verfügt, davon 200 bepflanzt mit Reben. Die Spezialität ist die Sorte Pinot noir, die Conte Augusto Carlo Giorgi di Vistarino Mitte des vorletzten Jahrhunderts aus dem Burgund importierte, hauptsächlich zur Herstellung von Schaumweinen. Die machen, nach der klassischen Methode hergestellt, noch immer einen Teil der Produktion aus, aber die standeswürdige Etikette, sozusagen der Nobilitätsausweis, ist der rote «Pinot Nero» von der Lage Pernice, als eleganter, gut balancierter, würziger und fruchtiger, nachhaltiger, wenn auch etwas südlich vollschlanker Pinot aus Italien, eine Rarität wie die Weine der toskanischen Pinot-Pioniere Marchesi Pancrazi.

Conti Vistarino Pinot Nero Oltrepò Pavese DOC 2010. 13,5% Fr. 34.–, www.weinundkultur.ch (zurzeit ist nur der 2007 erhältlich)

Das kulinarische Rückgrat

Ein herausragendes Haus braucht verlässliche, gute Restaurants. Wie zum Beispiel das «Prisma» im «Hotel des Jahres». Von David Schnapp



Zugänglich und originell: Christian Nickel (2. v. l.) vom «Prisma», Vitznau.

Viele herausragende Restaurants befinden sich heute in Hotelbetrieben. In Deutschland sind fast alle Drei-Sterne-Restaurants in Hotels untergebracht, so lässt sich die aberwitzig teure Arbeit für eine Spitzenküche halbwegs querfinanzieren. Auch in der Schweiz leben die beiden einzigen Drei-Sterne-Restaurants des Landes (Caminadas «Schloss Schauenstein» und «L'Hôtel de Ville» von Benoît Viollier) nicht vom Kochen allein.

Als Haus mit tollen Restaurants ist zuletzt das «Park Hotel Vitznau» aufgefallen, vom «Gault Millau» eben zum «Hotel des Jahres» erkoren. Nenad Mlinarevic hat sich im «Focus» von null auf zwei Sterne hochgearbeitet, seinen Stil geschärft und eine eigene Geschmackswelt geschaffen. Aber von einem Gourmetrestaurant allein hat der Hotelgast im wahrsten Sinne des Wortes nicht gegessen. Das kulinarische Rückgrat des «Park Hotel» sind Christian Nickel und sein Team. Nickel ist verantwortlich für die Grundversorgung: vom Brunch – sonntags gibt es zum Beispiel achtzehn verschiedene kleine Frühstücksgerichte – über das leichte Mittagessen bis zum mehrgängigen Dinner.

Leitmotiv «Italien»

Am Tag, als ich das «Prisma» besuchte, schien die Sonne, und auf der Terrasse konnte man den Vierwaldstättersee sehen, riechen und hören. Zweifel daran, ob dies einer der schönsten

Orte der Schweiz für ein Mittagessen sei, kamen keine auf. Küchenchef Nickel arbeitet im «Prisma» thematisch, zuletzt war «Marokko» das Leitmotiv, nun ist es «Italien», als Nächstes kommt vielleicht «Wild» und zur Weihnachtszeit «Ente». So geht man immer wieder auf neue geschmackliche Kurzausflüge, was sehr unterhaltsam ist.

In bester Erinnerung geblieben ist mir die dichte, tiefe Bouillabaisse mit Rotbarbe, Jakobsmuscheln und Gambero; dazu eine hauchdünne, knusprige Focaccia-Scheibe mit Tomaten und Mojo-Sauce. Oder eine Schale mit konfiertem Kaninchen, Erbsenpüree, Saubohnen, einem Hauch Kartoffelschaum und einigen Scheiben Sommertrüffel, was intensiv und frisch zugleich war. Im Hauptgang gab es ein Stück dunkel schmeckenden, zarten Schweinebauch mit feiner, knuspriger Kruste, dazu eine cremige Polentaschnitte mit Amaranth und Totentrompeten sowie Eierschwämmli. Sommerliche Süsse kam durch geschmorte Pfirsiche auf. Leicht zugänglich, aber dennoch originell gedacht und gut gekocht: Das «Prisma» ist ein Hotelrestaurant, das man gerne weiterempfiehlt.

Restaurant Prisma im «Park Hotel Vitznau», Seestrasse 18, 6354 Vitznau; Telefon 041 399 60 60; täglich geöffnet. Ausführliche Besprechung des Menüs auf: www.dasfilet.ch



Auto

Der böse Golf

Wem ein normaler VW Golf zu nüchtern ist, dem kann mit dem Zusatz «R» geholfen werden. *Von David Schnapp*

Bei vielen Autos der Marke Volkswagen gerate ich schnell in einen Zustand sehr sachlicher Nüchternheit, wenn ich sie fahre. Auch wenn Perfektion – insbesondere bei einem mehrere zehntausend Franken teuren Konsumgut – durchaus erstrebenswert ist, wird sie in der oft etwas protestantischen VW-Welt doch sehr streng ausgelegt. Doch dann verschaffte mir ein Golf R eine gewisse alltägliche Fröhlichkeit, die jeden Tag einsetzte, wenn ich mit dem Golf unterwegs war.

Das fing schon bei der Lackierung an, einem schimmernden, geheimnisvollen Blau («Lapiz

Blue Metallic», Fr. 750.–), ging über die eindrucksvollen 19-Zoll-Felgen («Cadiz», Fr. 1040.–) und endete im Innenraum, der zwar Golf-typisch trocken daherkam, aber mit den speziellen Sitzen und den in verführerischem Blau leuchtenden Lichtakzenten etwas Geheimnisvolles hatte. Geschmackssache sind vielleicht die Ledersitze mit «Carbon»-Optik, womit Sportlichkeit ausgedrückt werden soll.

Immer auf dem rechten Weg

Der Golf R entspricht technisch gesehen einem Audi S3 und ist leistungsmässig ausserdem ähnlich einzustufen wie ein BMW M135i. In einem Vergleichstest dieser drei Modelle in der *Autozeitung* gewann über alle Kategorien der Golf, was einen nicht überrascht. Nicht getestet wurde der Subaru WRX STI, der in einer ähnlichen Kategorie fährt, aber deutlich günstiger zu haben ist.

Selbst mit zwei Doppelauspuffrohren und dem immer etwas bedrohlich brummenden Sound, insbesondere im Modus «Race», bleibt der Golf ein Golf: Das heisst, es ist ein im höchsten Masse alltagstaugliches, praktisches Auto

mit guten Abmessungen, ausgereifter Technik und – bei aller Kritik an der Grundnüchternheit des Wagens – mit einer ikonischen Form.

Im Gegensatz zu einem Golf ohne «R» zieht der Golf mit «R» die begehrliehen Blicke junger Männer auf sich, die lässig den Arm aus dem Autofenster hängen lassen und, so sagen die Blicke, gerne mit mir tauschen wollten.

Ausgestattet mit dem bekannten Doppelkupplungsgetriebe DSG sowie dem Allradantrieb 4Motion, beschleunigt der Golf R nach einem kurzen Turboloch erfreulich flott (bloss 4,9 Sekunden bis Tempo 100) und bleibt dabei sehr neutral, sprich: Man braucht nie Angst zu haben, vom rechten Weg abzukommen. Im Grunde genommen ist es ein komfortables Auto, das in der erwähnten Einstellung «Race» aber erfreulich straff wird und flink durch die Kurven wieselt.

Mit der adaptiven Fahrwerksregelung DCC (Fr. 1410.–) lässt sich der Fahrkomfort nämlich ziemlich effektiv beeinflussen. Wählt man «Comfort», bekommt man ihn auch, während in der Einstellung «Race» auch feine Strassenunebenheiten schnell zu spüren sind. Ich war grundsätzlich mit der Fahrprofilwahl «Race» unterwegs. Wenn man schon einen Golf fährt, der richtig böse werden kann, dann will man das Tier auch aus der Gefangenschaft des protestantischen Perfektionismus entlassen.

VW Golf R

Leistung: 300 PS, Hubraum: 1984 ccm
 Höchstgeschwindigkeit: 250 km/h
 Preis: Fr. 51 250.–; Testwagen: Fr. 64 320.–





«Hie und da interessante Sachen produziert»: Meyer, 62, Intellektueller, NZZ-Feuilletonchef.

MvH trifft

Martin Meyer

Von Mark van Huisseling — Der Intellektuelle ist zurzeit weniger wert als auch schon. Was einzelnen von ihnen aber egal ist.

Wir sind Verlagskollegen bei Nagel & Kimche.» – «Ja, ich hab dort ein kleines Büchlein gemacht.» – «Sie haben <Krieg der Werte> geschrieben, ich <How to Be a Star>.» – «Das kann man miteinander verbinden, haha.» – «Es geht darin um Lebenszeit und Weltzeit, das ist nicht von Ihnen ...» – «Nein, das ist eine These von Hans Blumenberg, die er in einem dicken Buch, <Lebenszeit und Weltzeit>, entwickelt hat. Das Buch finde ich besonders beachtlich, weil's eine Grundspannung von uns Zeitgenossen in den Blick nimmt: dass immer mehr um uns herum passiert und wir immer weniger davon absorbieren können. Und, solange die Lebenszeit beschränkt ist, zudem mehr verpassen. Da stellt sich die Frage nach vernünftiger Selektion von dem, was angeboten wird, zum Beispiel medial ...»

Martin «mey.» Meyer, 62, ist seit 22 Jahren Feuilletonchef der *Neuen Zürcher Zeitung* und seit vierzig Jahren Redaktor ebendort. Ausser-

dem Autor mehrerer Bücher (über Ernst Jünger, Thomas Mann oder Albert Camus). Ein Kollege schrieb in der *Weltwoche*, und die Zeilen brachten es in Meyers Wikipedia-Eintrag: «Meyer [trotzte] dem Zeitgeist, indem er den Kulturteil nur zurückhaltend für aktuelle Fragen öffnete; bis heute dient er lieber dem Guten, Wahren, Schönen zu.» Er hat das als strenges Urteil gemeint, denke ich. Doch ich finde: Zum Glück hat Meyer getrotzt. Sein Feuilleton und seine Artikel zählen zum Lesenswertesten, was in Zeitungen deutscher Sprache erscheint. Ich möchte nicht mühsam sein, nachdem ich von Pepe Lienhard vorige Woche lernte, es sei mühsam, wenn die Alten erzählen, früher sei's besser gewesen, aber: Schade, dass heute wenig Schreiber *around* sind, die schreiben, wie und worüber Meyer schreibt. Stattdessen viele, die schreiben, wie und worüber etwa Müller schreibt [über «Grüsel-Selfies» eines anderen Müller zum Beispiel].

«Sie sind ein liberaler, bürgerlicher Denker. Einverstanden?» – «Absolut. Ich war nie links, nie rechts. Auch nicht in den bewegten Studentenjahren, damals eher ein wenig einsam. Das hat aber auch Spass gemacht.» – «Und ist ein gutes Geschäftsmodell, der bürgerliche Philosoph, weil er von, sagen wir, der UBS gebucht wird für Vorträge.» – «Ich habe mir das nie im Sinn einer Strategie überlegt. Ich glaube, es war nie ein grosses Geschäft, es gab immer Stars, die beträchtliche Honorare fordern konnten, aber das Gros der Intellektuellen macht die Arbeit aus Idealismus. Ich muss sagen, in dem Land, das klein ist und wo alle sich kennen, ist der bürgerlich-liberale Intellektuelle nicht wahnsinnig attraktiv. Es dauerte ziemlich lange, bis man merkte, dass da einer seit fast vierzig Jahren bei der NZZ schreibt und hie und da interessante Sachen produziert.»

«In Ihrer Generation waren die Geisteswissenschaftler die Rockstars der Intellektuellen, heute sind's die Ökonomen ...» – «Das sind Moden und Fluktuationen, die kommen und gehen: Es gab in den zwanziger Jahren [des 20. Jahrhunderts] in Europa ein extrem intellektuelles Klima, das in den fünfziger Jahren wieder kam, weil man Werte suchte, die verhindern könnten, dass es wieder zu einer totalitären Situation kommen könnte. Von dem her kann man nicht sagen, der Intellektuelle sei für immer tot. Aber im Moment hat er einen schwächeren Stand.» – «Tut Ihnen dieser Bedeutungsverlust weh?» – «Früher gab es weniger mediale Produkte, und dadurch war die Autorität der einzelnen Stimmen grösser. Andererseits ist die *Züri Züritig* in den letzten zwanzig, dreissig Jahren im deutschsprachigen Raum stärker wahrgenommen worden, weil wir zum Beispiel im Feuilleton Themen aufnahmen von internationaler Bedeutung, wir haben ein hochpolitisches Feuilleton.»

«Um ein wenig Fallhöhe ins Gespräch zu bringen: Sie und ich hatten das Vergnügen, in der gleichen Kolumne von Hildegard Schwaninger im *Tages-Anzeiger* zu erscheinen ...» – «O Gott, wann war das?» – «Februar 2010. <Silvia Affolter verklagt van Huisseling>, hiess es, plus: <Meyer hat dem Philosophen Stefan Zweifel die Frau ausgespannt>. Was mich angeht, stimmte es nicht ganz, es kam nie zu einer Klage. Bei Ihnen?» – «Bei mir auch nicht. In dieser *Consecutio Temporum* hat's sich nie zugetragen. Meine heutige Ehefrau war einmal mit Zweifel zusammen, hat sich dann getrennt – und irgendwann bin ich aufgetaucht.» – «Kann man sagen: <Der kluge Mann bekommt das schöne Mädchen>?» – «Nein, was ich gemerkt hab: Frauen mögen Männer, die ihnen das Leben nicht langweilig machen. Das hat nicht unbedingt mit Intelligenz zu tun, sondern mit *bon sens*.»

Sein liebstes Restaurant: «Ich habe eigentlich kein Lieblingsrestaurant. Aber wenn man die ganze Welt anschauen und gratis Zutritt haben würde ...»
«Masa», 10 Columbus Circle, New York,
Tel. +1 212 823 9807

1	2	3	4		5	6	7	8		9	10	11	12	13
14				15		16			17		18			
19														
20						21					22			
			23		24				25	26				
27		28							29			30		31
32					33	34		35				36	37	
				38				39			40			
41	42		43		44						45			
46				47				48						
49											50			
	51							52						

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

Lösungswort — Fachmanns Meinung bei Problemen

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 Was für uns der Ätna, ist für unsere südlichen Nachbarn er. 5 Joans Kennzeichen: Folk nicht nur fürs Volk. 9 Wenn er dahinter steht, wird das Ganze schon zusammenhalten. 14 Sie schafft Verbindung zwischen Hund und Halter. 16 Abgehobene Mannschaft. 18 Der Schmidt mit seinen Zettelträumen. 19 Das Vereinigte Königreich hat einen Namen. 20 Hilft es nichts, bleibt die Hoffnung. 21 Das Jahr, total global. 22 Die Präsentation könnte zur Kundgebung führen. 23 Sie machen high. 25 Die Ebbe ist noch nicht ganz erreicht. 27 Der Bildschirm, das war einmal. 29 Lehrers Aktion hinterliess Beulen, nicht so das Stück der Keulen. 32 Trifft auf die olympischen Muse zu. 33 Er steht im Ruhestand und hat etwas von einem Einsiedler. 36 Die vierte Gewalt um die Hälfte dezimiert. 38 Womit *der* gemäss Sprichwort wie eine Schulter ist. 39 Sie sind nicht die Liebe, sagte der darin erfahrene Henry Miller. 41 Letopolis, wie die alten Ägypter es nannten. 44 Was für ein Berg – sagemumwoben! 45 Der August ist für die aus Lausanne so einer. 46 Der von 34 senkrecht kennt ihn auswendig. 48 Ohne jeden Zweifel sprechen wir gerade davon. 49 Ein Märchen, in dem die Sterne das Geld vom Himmel fallen. 50 Daraus kann man auf eine Veranlassung schliessen. 51 Ein Eugster kommt selten allein. 52 Mähren im Wandel der Zeit.

Senkrecht — 1 Das Schloss thront über dem gleichnamigen Ort nahe Winterthur. 2 Trent D'Arby folgt auf ihn. 3 Zum Beispiel bei rostfreiem Stahl ist es als Legierungsbestandteil ideal. 4 Achtung, da ist Respekt erwünscht. 6 Solche Farben für Flach- und Kunstmaler. 7 Nordamerika: der flachste der Grossen Seen. 8 Griechisches Pendant zu unserem F. 10 Es grenzt direkt an den ruralen Raum. 11 Im Oratorium die kommentierende Stimme. 12 Zur Erinnerung: Mutter der Musen. 13 Wer die Bedeutung ergründen will, muss sich einzig auf allein konzentrieren. 15 Esther und was dank Kosmetik und Kalkül aus ihr wurde. 17 Teilbereich des Güterhandels. 24 Der Jahresbeginn kommt manchen spanisch vor. 26 Der rätselhafte Siedlungshügel im Nildelta verweist auf uralte ägyptische Stadt. 27 Solche Happen schnappen sich alle gerne. 28 Dank ihm fährt das Boot übers Wasser. 30 Nagt der Zahn der Zeit, ist es bis zu ihr dann nicht mehr weit. 31 Ein Sensibelchen, zumindest technisch gesehen. 34 Er ist längst bekehrt, dazu gelehrt und geehrt. 35 Pharaonen schmückten sich gern mit ihm. 37 Jean Paul: "Nur ... ist Leben, wie umgekehrt das Leben ... ist." 40 Robbenfellboote der Inuit. 42 Fuhrmannkommando. 43 Mit Anne wird sie zur französischen Nationalfigur. 47 Von Luzern nach Schaffhausen, so kurz es geht.

© Fritz Müller - Rätselfactory AG

Lösung zum Denkanstoss Nr. 381

	S	E	S	S	H	A	F	T		B	I	S	S	
H	E	X		T	O	B	L	E	R	O	N	E		E
E	L	E	M	E	N	T	A	R		E	D	I	K	T
K	F	M		V	O	R	B	E	R	E	I	T	E	N
T		P	A	I	R	E		N			A	E	R	A
I	R	E	N	E		T	U	C	S	O	N		E	
K	U	L	T		G	E	L	E	E		E	R	S	T
	M		A	G	E	N	S		H	A	R	I		S
S	A	I	L	E	R		T	O	R	L	I	N	I	E
H	E	L	L	S	E	H	E	R		A	N	G	S	T
A	N	S		T			R	O	H	R		E	B	S
W	E	E	K	E	N	D		N		M	A	R	N	E

Waagrecht — 1 SESSHAFT 8 BISS 11 HEX
12 TOBLERONE 14 ELEMENTAR 15 EDIKT
17 KFM (MFK) 18 VORBEREITEN 19 PAIRE
(franz. f. Paar) 21 AERA 22 IRENE (von griech. Eirene, der Friedensgöttin) 24 TUCSON (Chuk Shon war der ursprüngliche, indianische Name)
27 KULT 28 GELEE 29 ERST 32 AGENS (Medizin: krank machender Faktor; Philosophie: handelndes Wesen) 34 (Mata) HARI (berühmteste Spionin) 36 SAILER (engl. f. Seemann)
38 TORLINIE 41 HELLSEHER 42 ANGST
43 ANS 44 ROHR 45 EBS (Europe by Satellite)
46 WEEKEND (Film v. J.-L. Godard)
47 MARNE

Senkrecht — 1 SELF (engl. f. [das] Selbst, Psychologie) 2 EXEMPEL 3 STEVIE (Wonder, Musiker)
4 HONOR (engl. f. Ehre) 5 ABTRETEN 6 FLAB (Flugabwehr) 7 TERENCE (Hill) 8 BOEE
9 INDIANERIN 10 SEITE 11 HEKTIK 13 ETNA
16 KERES (Schicksals- und Todesgöttinnen, auch Keren) 20 ANTALL (Lantal) 23 RUMAENE
25 ULSTER 26 SEHR 28 GERE (amerik. Filmschauspieler, A. Gigolo = Filmtitel) 30 RINGER
31 TSETSE 33 GESTE 35 ALARM 36 SHAW (irischer Dramatiker) 37 ILSE 39 ORON 40 ISBN (Internationale Standardbuchnummer)

Lösungswort — SONNENSEITE

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien

CERTINA

SWISS WATCHES SINCE 1888



PRECISELY
YOUR
MOMENT

DS PODIUM BIG SIZE

12-STUNDEN PRECIDRIVE
CHRONOGRAPH MIT 1/100 SEK.

WWW.CERTINA.COM

